Niederdeutsches Jahrbuch.

18

Jahrbuch

des

Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.

Jahrgang 1918.

XLIV.

NORDEN und LEIPZIG.
Diedr. Soltau's Verlag.
1918.

c. L.



Inhalt.





Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg.

Von **Agathe Lasch** in Hamburg.

[1]) Zwischen der Verzeichnung der niederdeutschen Spracherscheinungen des Mittelalters und der Gegenwart, zwischen der Darstellung der mittelniederdeutschen Sprache und der neuniederdeutschen Dialekte klafft eine Lücke. Die Frage nach der Entwicklung der Sprache seit dem Ausgang des 16. Jahrh. bis zum 19. Jahrh. wird noch nirgend beantwortet,[2]) und doch ist eine Beobachtung dieser Zwischenzeit reich an Aufschlüssen für die vorhergehende mnd., wie für die auf ihr fussende Neuzeit. Ich möchte dies hier an einigen, von diesem Standpunkte aus gewählten Kapiteln aus der Hamburgischen Sprachgeschichte[3]) seit dem 17. Jahrh. darzulegen versuchen. Freilich ist das, was ich zunächst gebe, einem Wunsche des Herausgebers folgend, noch mehr vorläufige Andeutung als Lösung der Probleme, die zum Teil noch eingehenderer Untersuchungen bedürfen.[4]) Aber

---

[1]) Gekürzt zitierte Werke: Bärmann, Dat grote Hȍȍg- un Häwelbook, Hamburg 1827; Dat Sülwern Book, 1846. Bernhardt, Lautstand der Glückstädter Mundart, Nd. Jb. 18, 81 ff.; 20, 1 ff. Br. Wb.: Bremisches Wörterbuch, Bremen 1767 ff. v. Döhren, Poetischer Nachlass, 1803. Gaedertz, Das niederdeutsche Schauspiel I, 1894. Heymann, Das bremische Platt, Bremen 1909. Kloeke, Der Vokalismus der Mundart von Finkenwärder bei Hamburg, Hamburg 1913. Kohbrok, Der Lautstand des ž̌ym-Gebiets in Dithmarschen, Diss. Kiel 1901. Kück, Zur Volkssprache der Lüneburger Heide; S.-A. aus Lüneburgs Heimatbuch II. Larsson, Lautstand der Gemeinde Altengamme, Hbg. 1917. Lasch, Mnd. Grammatik, Halle 1914. Marahrens, Grammatik der pd. Sprache, Altona 1858. vor Mohr, Die Vokale der Oldenburgischen Mundart, Nd. Jb. 30, 33 ff. Rabeler, Nd. Lautstand im Kreise Bleckede, Z. f. d. Phil. 43, 141 ff. 320 ff. Richey, Idioticon Hamburgense ([1] 1743), [2] 1755. Diese Ausgabe ist gemeint, wo ohne weitere Angaben zitiert wird. Schönhoff, Emsländische Grammatik, Heidelberg 1908. Selmer, Sprachstudien im Lüneburger Wendland, Kristiania 1918. Simonsen, Nd. und hd. in den Chroniken des Joh. A. Neocorus und des Dan. Lübbeke, Diss. Kiel 1911. Zahrenhusen, Lautstand der Mundart von Horneburg, Hannover 1909.

[2]) Tümpel, Niederdeutsche Studien, hat zwar auch die mittlere Zeit herangezogen, aber mit ganz anderen Zielen. Ihm kommt es nicht auf eine klare Herausarbeitung der Sprachformen der jüngeren Zeit an.

[3]) Der vorliegende Versuch, die Sprachform der Neuzeit in ihrer Entwicklung seit der mnd. Zeit darzustellen, wurde aus äusserlichen Gründen an Hamburg angeknüpft, obwohl ich glaube, dass eine derartige Behandlung west- oder ostfälischer Dialekte weit ergebnisreicher sein würde. Vielleicht regen diese Zeilen zu ähnlichen Studien in jenen Gebieten an.

[4]) Eine weitere Behandlung der hier angeschnittenen Fragen behalte ich mir für einen anderen Zusammenhang vor.

es ist vielleicht nicht unnütz, auf diese Probleme hinzuweisen und für künftige Darstellungen nd. Mundarten die Frage anzuregen, in welche Zeit gewisse im Neund. auftauchende Neuerscheinungen reichen, in welcher Weise sie sich entwickeln. Leider war es mir aus Mangel an dem einschlägigen Material, das meist nur in den heimischen Stadtbibliotheken und Archiven zu suchen ist, nicht möglich, so viele Vergleichungen mit den Verhältnissen benachbarter Mundarten zu geben, wie ich gewünscht hätte, um die Untersuchung auf eine breitere Basis zu stellen. Warum die pd. Arbeiten des Ottensers Rist, des Pastors von Wedel, kaum vergleichsweise herangezogen, die Hamburger Stücke 'Vitulus', 'Scriba', 'Teweschen Hochtyt' und 'Kindelbeer' nicht häufig berührt sind, werde ich in anderem Zusammenhange begründen. —

Für die ältere Sprache Hamburgs muss ich mich an dieser Stelle damit begnügen, auf die Angaben in §§ 9. 10 meiner Mnd. Grm. hinzudeuten. Ich kann das um so eher, als die Sprache Hbgs. in der mnd. Zeit augenblicklich Gegenstand ausführlicher Untersuchungen von schwedischer Seite ist, wo alle angedeuteten Fragen genauere Berücksichtigung finden werden. —

Ueber das Eindringen der nhd. Schriftsprache in Hbg. sind wir durch Beese (Die neuhochdeutsche Schriftsprache in Hamburg während des 16. u. 17. Jahrh., Wissensch. Beilage zum Jahresber. üb. d. Realschule in Kiel, Kiel 1902) unterrichtet. Danach beginnt das Nd. dem Hd. seit etwa 1550 zu weichen, zuerst im auswärtigen Verkehr, zuletzt in der Bürgerschaft. Um 1620 etwa ist das Nd. als offizielle Verkehrssprache erloschen. Aber wenn auch die Oberschichten seit dem 16. Jahrh. dem Hd. Zugeständnisse machen, so ist doch das Jahrh. der Reformation für Hbg. noch als nd. Zeit zu betrachten Nach den Darlegungen Claussens[1]) gehen in den letzten zwei Jahrzehnten des 16. wie auch in den ersten des 17. Jahrh. noch mehr nd. Drucke von Hbg. aus[2]) als von irgend einem andern nd. Druckort. Im 3. Jahrzehnt bilden die Hbger. immer noch mehr als die Hälfte aller nd. Drucke, wenn auch ihre Zahl geringer geworden ist. — Ein reges geistiges Leben herrschte damals in der Stadt, in der weltliche und geistliche Gelehrte[3]) neben dem weitblickenden Kaufmann wirken. Mit dem Untergehen der Hanse richtet der Hamburger Kaufmann seine Aufmerksamkeit stärker auf Holland und England. Hierher verlegten auf Einladung des Rates 1567 die „merchant adventurers" ihren Tuchstapel von Antwerpen. Hier liessen sich 1567 die fliehenden Amsterdamer, zwei Jahrzehnte später flüchtige Antwerpener zu dauerndem oder vorübergehendem Aufenthalt nieder. Ihr Einfluss auf Handel und Gewerbe, auf das öffentliche und private Leben ist ausserordentlich wichtig. — Ueber das Verhältnis der fremden Kulturbeziehungen zum Wortschatz s. S. 9 ff.

---

[1]) Zentralbl. f. Bibliothekswesen 29, S. 206 ff.: Nd. Drucke im 16. Jahrh.

[2]) Die bei C. angegebenen Zahlen sind 40, 64 (neben 55 hd. Drucken), 52, 54.

[3]) Oft aus fremdem Lande, so, um einen der bekanntesten zu nennen, ist Schupp aus Hessen, sein Gegner, der Hauptpastor Müller aus Breslau. Vgl. J. B. Schupp, Streitschriften I, Neudrucke 222/4, S. IV, A. 2.

Versucht man, sich ein Bild zu machen vom Eindringen der hd. Umgangssprache, so erscheint es von vornherein als selbstverständlich, dass das Hd. die heimische Sprachform zunächst im Lesen und Schreiben verdrängt. Beese sieht ja sogar im hd. Buchdruck das treibende Element beim Vordringen der hd. Schriftsprache, wenn auch Claussens eben erwähnte Zusammenstellungen bezeugen, dass der nd. Buchdruck zunächst noch fortlebt. Im Jahre 1600 noch verspricht der Hamburger Drucker Hermann Moller in der nd. Ausgabe von Melissanders Ehebôckeschen zahlreiche andere nd. Uebersetzungen hd. Bücher herausgeben zu wollen, da ja viele, Frauen wie Männer, „sick in sulcke frômde vthlendische sprake nicht kônen schicken / darvmme se dennoch sulcke Bôker nicht lesen kônen edder willen". Freilich denkt er sich als Leser kaum die gebildeten Männer, sondern die „simpeln eintfoldigen lůde" neben der Jugend und den Frauen. Schon 1656 aber glaubt Hermann Vaget, bei einer Neuauflage von seines Vaters Bernh. Vagets Bericht über den Brand des Nikolaiturms (1589) sich entschuldigen zu müssen, dass er das Werkchen „in Neddersåssischer Sprake drůcken lahten" nicht ins Hd. umgesetzt habe. Zu Anfang des 18. Jahrh. scheint pd. Lesen so ungewöhnlich, dass im „Patriot"[1]) von 1725 (Nr. 76) eine Unterredung mit einem Bauern „den meisten unsrer Leser zu Gefallen" in hd. Sprache wiedergegeben wird.

Hd. ist die Schriftsprache geworden, aber unter dieser Decke bleibt die pd. Umgangssprache noch lebendig genug. Noch 1632[2]) und in neuer Auflage 1633 erscheint Hein Lambecks nd. Sprachbüchlein, das Nd. Jb. 18, 124 ff. im Auszug veröffentlicht ist. (Vgl. über dasselbe unten S. 5.) Die späteren Auflagen (1657) sind freilich hd., aber es wirft ein Licht auf das gesprochene Hd., wenn der Schreib- und Rechenmeister Lambeck Formen wie 'Zeller' (Teller), 'Schippfer' (Schiffer), 'Kinbach', 'Muelbirn' (Maulbeere) braucht. Sogar noch 1660 wird die Rostocker „Jüngere Glosse zu Reinke de Vos" neu aufgelegt, und zwar in voll übernommener mnd. Schriftsprache.

Eine ausführliche Geschichte des Eindringens der hd. Umgangssprache lässt sich schreiben, wenn man den Gebrauch in den hd. und pd. Gelegenheitsdichtungen der Zeit[3]) verbindet mit den Aeusserungen, die in Lebens- und Sittenschilderungen, in Reisebeschreibungen und anderen Quellen ähnlicher Art zu Tage treten. Aus der Fülle des Belegmaterials, das sich so darbietet, begnüge ich mich, um nicht weitläufiger zu werden als der vorliegende Zweck verlangt, kurz wenige Züge hervorzuheben zur Vervollständigung des Bildes, das die Sprachentwicklung im 17. und 18. Jhd. bietet:

---

[1]) Der Patriot, eine Wochenschrift (1724 – 26).

[2]) Ich kenne diese Ausgabe nicht. Sie ist aus der Vorrede der Neuauflage von 1633 zu erschliessen. Ein im Lexikon Hbger. Schriftsteller angeführtes „Schulrekenbook" von H. Lambeck kann ich pd. nicht nachweisen.

[3]) In den hd. Gedichten ist doch der Dialog zuweilen pd.: 1643 (Hochzeit Bötticher-tor Smeden, wieder gedruckt in J. P. de Memels „Lustige Gesellschaft", 1660 S. 278). 1654: „Er kom in unser Schul und lehs in unsernn Book Sol er bald sagen / wat dy Frau will / wil ick oock." 1656: „Wie kompt es dafs ihr sagt: Int Kloster wil ick theen . . ." usw.

Die Umgangssprache bleibt auf lange hinaus noch pd. Pd. spricht man im Hause, sprechen namentlich die Frauen, die weniger mit Fremden zusammenkommen, als die Männer, sprechen die Mütter mit den Kindern. Wo man im 17. Jahrh. einem Kinde einen Hochzeitsgruss in den Mund legt, ist er pd. Das wird aber im späteren 18. Jahrh. anders. Auch in Rödings Kinderszenen in seinem „Wochenblatt für Kinder" 1775—77 sprechen die Stadtkinder der höheren Kreise schon hochdeutsch mit den pd. redenden Bauern- und Gärtnerkindern. Hd. sprechen im 17. Jahrh. die alamodischen Kavaliere,[1]) freilich ein mit französischen Floskeln verziertes Hd., und man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, dass auch ihr Hd. oftmals auf einige Redensarten beschränkt[2]) bleibt. Hd. ist die Schriftsprache, die Kirchensprache. Hd. ist wohl (mehr oder weniger durch die Zusammensetzung des Kreises bedingt) die Umgangssprache in gelehrten oder über das Alltägliche hinausgehenden Gesprächen der Männer, die mehr als die Frauen im häufigen Verkehr mit Fremden, mit zugezogenen Mitbürgern zweisprachig sein müssen; hd. ist trotz der pd. Zwischenspiele bei Schüleraufführungen[3]) später auch die Schulsprache. Es ist gewiss dem Leben entsprechend, wenn Edzardus in einer Schrift gegen den „Patrioten"[4]) den Doktor und den Lizentiaten hd., die 5 weiblichen Teilnehmer am Gespräch pd. reden lässt. — Allmählich gewinnt das Hd. weitere Kreise, auch die schöngeistigen Frauen wenden es an. Im „Menschenfreund"[5]) 1739 spricht die mehr geistig gerichtete Anhängerin des „Menschenfreundes" hd., die Gegnerin desselben, ein derberes Weltkind, pd. Um einen grosstuenden Bürstenbinder zu charakterisieren heisst es ebenda 1739: „he sprickt oock hochdütsch". Wohl berichtet Senator J. M. Hudtwalker (1747—1818)[6]), dass in seiner Kindheit, kurz nach der Mitte des 18. Jahrhunderts im engeren und weiteren Familienverkehr allein pd. gesprochen wurde[7]); nur in der Kirche und der Schule hörte er hd. Aber dem Plattdeutschen erstehen doch bald immer mehr Gegner. Wie es in die Familie dringt, war oben gezeigt an Gelegenheitsgedichten wie an den Rödingschen Kinderszenen. Dort wird I, 178 (1775) einem Knaben ausdrücklich zum Vorwurf gemacht, dass er „eine ausserordentliche Stärke im Plattdeutschen besitzt". C. L. v. Griesheim („Verbesserte und vermehrte Auflage des Traktats der Stadt Hbg. in ihrem politischen ökonomischen und sittlichen Zustande") berichtet 1760, dass pd. zwar in den Familien gesprochen werde, aber in grossen Gesellschaften allein zum Scherz und im geschlossenen Kreise. In Bonaventurus' „Briefträger" I, 317 wird (1792) bezweifelt, ob die pd. Sprache noch mit vornehmer Kleidung zusammenpasse. 1803 beklagt ein Mitarbeiter der Zeitschrift „Hamburg und Altona" (2, 2, 140 ff.), dass pd., das noch vor 20 Jahren in allen vornehmen Kreisen gesprochen wurde, allgemeine Geschäftssprache war, nun 'aus den superfeinen Gesellschaften beinahe völlig verbannt' sei, 'es ist auch nicht mehr die allgemeine Geschäftssprache, selbst der geringste Pöbel versteht nicht nur ohne Ausnahme das Hde., sondern spricht es auch z. T. oder bemüht sich doch es zu sprechen'. Andrerseits stellt aber doch Schütze[8]) um dieselbe Zeit (1800) fest, dass pd. im vertrauten Kreise auch in der vornehmeren Gesellschaft gesprochen wird, nur bemängelt

---

[1]) Szenen wie sie Lauremberg, 3. Scherzgedicht V. 199 f. schildert, finden sich mehrfach in den Gelegenheitsgedichten. Ganz besonders beruht ein Kieler Hochzeitsgedicht, sogar noch von 1682, in freier Umstellung und Verwertung von Laurembergs Versen und Gedanken auf diesem Scherzgedicht. Man muss demnach diese Verhältnisse für ein weiteres Gebiet und einen längeren Zeitraum voraussetzen.

[2]) Das scheint mir besonders deutlich aus einer allerdings sogar jüngeren satirischen Schilderung einer modischen Gesellschaft im „Patrioten" von 1724 hervorzugehen, wo trotz der hd. — namentlich Leipziger — Redensarten, der französischen Anreden doch platt die geläufige Sprachform geblieben ist.

[3]) Gaedertz, Das nd. Schauspiel I, S. 174 ff.

[4]) 1724, „Et wart nich geschehen, Denn Patrioten tho Ehren / Föfftein mahl up enen Morgen Besöck angebrocht". (Stadtbibl. Hbg.)

[5]) „Der Menschenfreund", eine Wochenschrift im Sinne des Patrioten, 1737 bis 1739, hrsg. von Lamprecht.

[6]) Zeitschrift des Vereins für Hamburg. Geschichte 9, 171.

[7]) Dazwischen französische Brocken wie: mon frère, ma soeur, Muschö X.

[8]) Holsteinisches Idiotikon S. XIV.

er, dass man es nicht rein spricht.[1]) — Es erübrigt sich, die sich immer stärker mehrenden Zeugnisse für das allmähliche Umsichgreifen des Hd. anzuführen. —

Nicht mehr wie im Mittelalter können wir im 17. Jahrh. die pd. Sprache aus offiziellen Veröffentlichungen kennen lernen, die nun, bis auf Reste, hd. sind. Wir haben uns also nach anderen Quellen für diese Zeit umzusehen. Wohl ist die Drucktätigkeit in pd. Sprache zunächst im 17. Jahrh. nicht unbedeutend. Aber alle derartigen Veröffentlichungen, welchem Kreise sie auch immer entstammen mögen,[2]) stehen vollkommen in der Ueberlieferung der mnd. Schriftsprache, und unterscheiden sich von der alten Form derselben höchstens durch die Orthographie: Die schon im 16. Jahrh. aufkommende Schreibung *sch* für *s* vor *l m n w* wird allgemein, ebenso die Längenbezeichnung durch *h*, die Umlautsbezeichnung, die Verwendung von *á* für *e*. Derartige Drucke sind also für unsere Zwecke nicht brauchbar. Die oben genannte Grammatik Lambecks von (1632) 1633[3]) wird mit besonderem Interesse daraufhin zu prüfen sein, ob sie eigenes oder der Umgangssprache entnommenes Gut bringt. Leider enttäuscht das Büchlein in der Beziehung ganz. Wie die Uebungsstücke z. T. identisch sind mit denen der kurzen Hbger. Fibel von 1616, so scheint Lambeck auch sonst nach älteren Vorlagen gearbeitet zu haben. Regeln und Beispiele zu den Regeln sind rein auf orthographische,[4]) und nicht immer nd., Verhältnisse zugeschnitten. Sein Nd. aber hat ganz mnd. schriftsprachlichen Charakter. Die Beispiele sind z. T. dieselben wie in entsprechenden Regeln in hd. Grammatiken und gehen wohl auf gemeinsame Quellen zurück. Selbst die der Umgangssprache angepassten Kurzformen (Nd. Jb. 18, S. 128) sind auf hd., nicht auf nd. Verhältnisse zugeschnitten, vgl. § 9. Ausser etwa in den Wortlisten, die vom lexikologischen Standpunkt aus zu verwerten sind, gibt die Fibel für die Hbger. Sprache ihrer Zeit kein Material.

Seit etwa 1640 steht eine andere Quelle zur Verfügung, die Gelegenheitsgedichte, dann auch mundartliche Szenen in Schauspiel und Oper, später Schmähschriften, Texte in Wochenschriften u. dgl. Theoretisch ist man geneigt anzunehmen, dass in den für den engsten Kreis bestimmten Scherzdichtungen, nachdem eine nd. Schriftsprache offiziell nicht mehr besteht, die heimische Mundart angewandt und so die Möglichkeit gegeben sein müsste, die Entwicklung der gesprochenen Sprache zu übersehen. Tatsächlich zeigt sich, dass auch bei strengster kritischer Sichtung die Geschichte des Hbger. Dialektes nicht einfach aus diesen Dichtungen abgelesen werden kann. Zunächst ist (s. § 1) das erstaunlich lange Fortwirken der mnd.

---

[1]) Das moniert auch Bonaventurus' „Briefträger" a. a. O.

[2]) Daetris Rechenbuch, Kocks geistliche Schriften, die Krudtlade usw. Wie oben erwähnt, wiederholt auch der Neudruck des R. V. 1660 noch die alte Form.

[3]) Důedsche Orthographia. Lehred: De Wôrde vnd Namen grůndlick Boeckstaueren / recht Lēsen vnd Schryuen.

[4]) Aus der mnd. Schriftsprache erklärt sich die Warnung vor Verwechslung von *kercke* (nordnds. *karke*) und *krecke*. Nur aus der Rücksicht auf die Schreibung die Mahnung, *schulte* und *schlute, schinder* und *schnider* (*schn, schl*!) auseinanderzuhalten, die Scheidung *o* und *ö*, *u* und *ü*, *v* und *w* zu beobachten.

Schriftsprache anzuführen, nicht nur in der ernsten Literatur, sondern auch in der scherzhaften, anscheinend dem Leben abgelauschten Dichtung. Wenn wir aber z. B. ein pd. Hochzeitsgedicht von Joh. Kock, dem Pfarrer in Geesthacht, finden, so verstehen, wir woher die mnd. Tradition in diese Dichtungen kommt. Für Kock lebt ja in seiner geistlichen Schriftstellerei (s. S. 5 A. 2) die mnd. Schriftsprache noch fort. Andrerseits ist starker hd. Einfluss in dieser ganzen Periode wohl verständlich, wenn man bedenkt, dass diese Leute gewöhnt sind, hd. zu schreiben und zu lesen. — Wie die hd. Hochzeitsgedichte vielfach von bekannten Dichtern abgefasst werden, so sind auch die pd. oft nicht eigene Dichtung. Dass der Poet berufsmässig „Vp Hochtiden, Kinddöpen und bi Doden" seine Reime schreibt, berichtet Lauremberg 4, 247. Mehrmals lässt sich die fremde Vorlage nachweisen. So ist ein Gedicht, das 1682 von Kiel nach Hamburg als Hochzeitsgruss gesandt wurde, auf Laurembergs 3. Scherzgedicht aufgebaut. Hbger. Scherzgedichte von 1704, 1709 schreiben mit leichten Aenderungen, wie die Verhältnisse sie nötig machten, ältere von 1675, bezw. 1703 ab. Ein Text von 1689 entnimmt den Anfang der damals gerade neu aufgekommenen Oper 'Xerxes in Abidus'. Ein Hochzeitsgedicht von 1653 muss den sprachlichen Kriterien nach demselben Verfasser zugesprochen werden, wie eines von 1652 usw. Danach sind also auch Einflüsse aus fremder Vorlage in Betracht zu ziehen. Für die Oper ist der nicht-hbg. Verfasser[1]) vielfach festzustellen. — Fraglos können auch bei lebhaftem beruflichen oder verwandtschaftlichen Verkehr mit Angehörigen eines Nachbardialektes, durch zeitweises Leben innerhalb einer anderen pd. Sprachgemeinschaft ganz unbewusst Formen von daher eindringen. Auch ist damit zu rechnen, dass solche Scherzgedichte die fröhliche Stimmung heben sollen. Dazu ist eine recht grobe Form des Nd. besser geeignet als die feinere, konservativere.[2]) Es ist ein ähnliches Verhältnis wie in Bauernszenen, in komischen Zwischenspielen. Ueberall, wo eine stark scherzhafte Wirkung ausgelöst werden soll, zeigt sich die Neigung zu vergröbern. Von diesem Standpunkte aus sind die Hbger. Stücke 'Vitulus' und 'Scriba'[3]) zu betrachten, 'Teweschen Hochtyt' und 'Kindelbeer'[4]) zu verstehen. Wie in der Behandlung, so ist auch in der Sprache äusserste Übertreibung eingetreten. Um den Zweck komischer Vergröberung zu erreichen, bleibt man nicht in den Grenzen der eigenen Mundart, sondern webt Formen der Nachbardialekte hinein. Ein Werk der genannten Art braucht z. B. durchaus nicht ostfälischen Ursprungs zu sein, wenn es einige *mik*, *mek* zeigt. In einem Hbger. Hochzeitsgedicht von 1654 wird im allgemeinen *my* verwandt, aber der Bauer sagt bezeichnenderweise

[1]) Wie Postel, Gaedertz a. a. O. S. 85 ff. Berufsmässige Verfasser haben wohl auch die in Unterhaltungsbücher der Zeit aufgenommenen Hochzeitsgedichte.

[2]) Vgl. Z. f. deutsche Mundarten 1912, S. 170. Ueber das sprachliche Verhältnis von Laurembergs Bauernszenen zu seinen mehr literarischen Scherzgedichten s. ebenda S. 168, Bolte u. Seelmann, Nd. Schauspiele S. *5.

[3]) Bolte und Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele älterer Zeit. Norden und Leipzig 1895. S. 23 ff.

[4]) Bibl. des Stuttg. Lit. Vereins, Bd. 147.

„Gretk, seg man ja eft nen, wo du mick denkst tho nehmen". Die Neigung zu fremden Anleihen scheint übrigens (oder ist dies nur eine zufällige Wirkung?) zeitweise, so zu Beginn des 18. Jahrh. grösser, der Mode unterworfen. Im 18. Jahrh. ist einerseits die Sucht nach Vergröberung stärker, andrerseits der hd. Einfluss wirksamer; später tritt ein Streben nach neutralen Formen hervor, wie es sich um die Wende des 18. und 19. Jahrh. z. B. bei J. H. Voss dokumentiert.

Bei Berücksichtigung aller dieser Umstände wird man verstehen, dass die beobachteten Texte kein einheitliches Bild fortschreitender Entwicklung geben, dass alte Formen zuweilen, gestützt durch gleiche Erscheinungen der Nachbardialekte, sehr lange mit den neuen kämpfen. Die vereinzelte Erscheinung kann unter solchen Umständen nicht viel bedeuten, aber wenn sie in kräftigem Widerstand gegen die fremden Formen immer wieder auftaucht und in der Dialektentwicklung steht, darf man sie wohl für die Geschichte unserer Mundart benutzen. Die hier geschilderten Verhältnisse kehren natürlich, über das Lokale hinausgehend, entsprechend in der Geschichte der nd. Sprache der Neuzeit aller Gegenden wieder.

Noch auf einen Punkt ist hinzuweisen, der an sich selbstverständlich, doch in der Sprachgeschichte jeder Stadt nicht übersehen werden darf: Naturgemäss ist das Platt nicht nur in den verschiedenen Gesellschaftsklassen, sondern auch in verschiedenen Stadtteilen nicht gleich. Die Zusammensetzung der Bevölkerungsschichten, stärkere Vertretung altbürgerlicher oder eingewanderter Elemente, der mehr konservative Zug der höheren Klasse, die verschiedene Verkehrsrichtung (die Hafenleute, die Schiffer etwa sind ganz anderen Beeinflussungen ausgesetzt als die binnenstädtischen Handwerker) erklären solche Unterschiede. Auch die Entlehnungen werden bei den Schiffern mehr dem Niederländischen und Englischen zuneigen, bei dem Bürgerelement mehr dem Hd., somit wird sich auch der Wortschatz leicht verschieben. Schon Richey weist S. XXX, XXXII auf die Einwirkung fremder Dialekte hin. Schütze macht Holsteinisches Idiotikon S. IX unter Hindeutung auf Handelsverkehr und Einwanderung auf die Sprachunterschiede innerhalb Hbgs. aufmerksam. Nach ihm ist „in dem sogenannten Eekholt und überhaupt in der Neustadt an der Elbseite, welche fremde holländische, englische und andere Schiffer frequentieren", die Sprache sehr verschieden von der im St. Jakobs- oder Petrikirchspiel. Auch Marahrens scheidet 1858 das Platt der Wasserseite und der Landseite. Wir werden an verschiedenen Stellen, namentlich § 5, Gelegenheit haben, die Unterschiede innerhalb Hbgs. zu kennzeichnen. Besonders auch zeigen sich dieselben im Wortschatz. Wenn, wie sich kürzlich bei Umfragen zur Sprache des Marmelspiels in den Hbger. Schulen zeigte, gewisse Ausdrücke gerade in den Schulen e i n e r Gegend Hbgs. vorherrschen, die in einer andern selten sind, so weist dies auf den Weg für frühere Sprachzustände.

§ 1. Die nd. Sprache Hbgs. wie im übrigen Gebiete charakterisiert sich im 17. Jahrh. durch die stark archaisierenden Tendenzen. Erst sehr allmählich löst sich das Hamburgische von der mnd. Schriftsprache los, gibt z. B. im Plural Präsens des Verbs die Endung *-en* für das heimische *-et* auf (§ 15, 1) führt das Part. Prät. ohne Vorsilbe *ge-* durch (§ 9), führt das Pronomen *jüm, jem* (ihnen) ein (§ 17, 3).

Neue Lautentwicklungen bleiben in der überkommenen Schreibung und daher lange unbezeichnet (z. B. der Uebergang von *î(j)* > *ê*, *û(w)* > *ô* (§ 4). Die konservativen Neigungen des gebildeten Bürgerstandes, der bis in die Neuzeit hinein jede Entwicklung der Sprache als eine Verschlechterung oft mit moralischen Gründen bekämpft, machen sich

in den Aufzeichnungen stark geltend. (Vgl. § 5). Wie fest z. B. Richeys Darstellung im Wörterbuch und in der angehängten „Dialectologia“ am Alten hält, wird sich mehrfach (§ 4. 15,2 u. ö.) zeigen. Mit dieser konservativen Neigung verbinden sich die später auch bei Richey (z. B. § 15), stärker bei Bärmann (1785—1850) zu Tage tretenden Ausgleichsbestrebungen.

Daneben durchdringt hd. Einfluss wie Orthographie (§ 3), Wortschatz, Wortbildung (§ 2), Formenlehre, so auch die Syntax. Nicht selten ist die Scheidung von Dativ und Akkusativ im Verfolg von Tendenzen schon der mnd. Zeit bewahrt. Schon das Stadtrecht von 1497 stellt im Beginn „in deme namen“ her gegen „in den namen“ im älteren Stadtrecht um 1300 (sogen. Stadtrecht v. 1292). Die auf der andern Seite eindringenden mundartlichen Elemente aus andern Dialekten, die durch die Sucht nach dem Selten-Komischen unterstrichen werden, waren S. 6 schon erwähnt.

§ 2. Damit Hand in Hand ist eine stärkere Zersetzung zu beobachten.

1. Nimmt schon das Mnd. viel fremdes Gut auf, so ist natürlich das Neund. in noch weit höherem Masse dafür empfänglich, so dass jetzt jede Aufzeichnung daran krankt. Es ist für diese knappen einleitenden Bemerkungen überflüssig, die reiche Liste hd. Entlehnungen zu verzeichnen, die z. T. in gelegentlicher, z. T. in festgewordener Uebernahme schon das Pd. des 17. Jahrh. durchziehen. Ich begnüge mich mit wenigen Bemerkungen über den neuen Zustand. Nicht nur die Errungenschaften der Neuzeit, Erfindungen und Neueinrichtungen, die man unter hd. Namen kennen lernt, bezeichnet man hd. (seltener besser oder schlechter verplattdeutscht: *îzn̥bân*), sondern ersetzt alte Wörter wie *tîdinge*, *tîdung* durch „Zeitung“, *kark* durch *kirch*, *vördę̂l* durch „Korridor“; *tachentig*, das noch Mitte des 19. Jahrh. üblich war, ist jetzt durch „achtzig“ verdrängt. Heute scheidet man zwischen *slot* (Türschloss) und *slos* (Gebäude). Im 17. Jahrh. hiess auch das letztere *slot* (Schlott 1656). Der ehemalige *klênsmit* ist zum *slŏsa* geworden, wie überhaupt die Handwerkersprache viele hd. Fachausdrücke übernommen hat. Ich weise auf Mielck-Chemnitz' Sammlung von Tischlerausdrücken Nd. Jb. I. Dass *grôsmŭda*, *mŭda* das heimische *môder* (*môme*) verdrängt hat, begreift sich aus der allgemein nd. Neigung, die Familienbezeichnungen dem vornehmeren Hd. zu entnehmen. Daher ist wohl auch *Mütten* (Tante) usw. jetzt aufgegeben. Namentlich aber wirken die kleinen Partikeln, die Konjunktionen und Präpositionen, die mehr und mehr verhochdeutscht sind, sprachzersetzend. Auch diese Neigung geht zurück in das 16. und 17. Jahrh., als neben der nd. Umgangssprache die hd. Schriftsprache auftauchte, und greift immer mehr um sich. Schon damals tritt *ûter* an die Stelle von *ûtgenomen, behalven, beneffen, âne, nicht ..men*; *ûterdem* steht für *to deme, averdem, biswîlen* schon im 17. Jahrh. usw. Diese Ersetzung wird besonders leicht sein, wenn das fremde Wort sich an ein heimisches anlehnt: *etwas* tritt ein für nd. *etwes*; *op* pd. *of*, ob. *oder* begegnet wohl schon einige Male im 18. Jahrh. für *edder* (17. Jahrh. häufiger *efft* und *offt* daneben), wird aber erst im 19. Jahrh. üblich. Auch *von* (*vun*) verdrängt *van* endgültig erst im Laufe des

19. Jahrh.; *man* nur (für das ältere *men* im Wunsche nach Vollformen eingetreten) ist[1]) noch während des 19. Jahrh. ganz lebendig, neuerdings oft durch *blôt, blôs* ersetzt. Die Beispiele lassen sich in reichster Fülle mehren.

2. Auch die fremden Beziehungen, auf die oben hingewiesen ist, haben ihre Spuren wenigstens im Wortschatz hinterlassen. Bei der wichtigen Stellung, die die geflüchteten Niederländer im gewerblichen Leben Hbgs. einnahmen, wird man Spuren ihres Einflusses erwarten.[2]) Es lässt sich allerdings in diesem Rahmen nicht feststellen, was aus diesem direkten Verkehr in Hbg., was auf dem Handelswege, im Seeverkehr aus den Niederlanden, was aus benachbarten Ansiedlungen eindrang.[3]) Denn die Wörter sind z. T. nicht auf Hamburg beschränkt. *kaiən* (spazieren) z. B. ist auch in Bremen und anderwärts belegt. An sich ist es auch nicht immer einfach, das nds. Gut vom ndfrk. zu trennen. Ich begnüge mich daher damit, hier ein Beispiel anzuführen, dessen Lautgestalt die Entlehnung sicher stellt. Holländischen Ursprungs ist der *kraiwågŋ* (ost-fries. *kroiwagen*) < *kruiwagen*, Schubkarren, mndl. *crudewaghen*.[4]) (Die nd. Form *krüwagen* belegt Schütze in Tönning.) Dagegen ist *ai* die übliche Entsprechung eines fremden *ui, eu* (§ 5, 3).[5]) Bezeichnend für die Stellung der Niederländer hier ist es, dass im 18. Jahrh. die vornehme Frau *Juffrau, Jffrau* heisst:[6]) „Ein schlechter Bürger läſst in seinem Hause tauffen, Ein Sior und Jifrau schickt das Kind in Gottes Haus", 1705. „Sobald du (der Bediente) dinen Schoren und Jffrau hest na de Karcke föhret", 1724 („Patriot" Nr. 15) u. ö. Durch das Niederländische vermittelt ist *kaiən* (kuieren), *praiən*, *komfôr*

[1]) So gehen auch sonst im 17. u. 18. Jahrh. die Formen auf *-an* und *-en* durcheinander. *wann* 1652, *den* 1675, *den, dan* 1686. Brockes: *wan, wen*; 1700: *wann, wenn, dann, denn*.

[2]) Dahin gehört vielleicht Demant Sliper (Z. d. V. f. hbg. Gesch. 6, 341) in einem kirchlichen Verzeichnis der Niederländer in Hbg. 1575—89. Das Wort ist mnd. nicht verzeichnet, vielleicht eine Verplattdeutschung der mndl. Bezeichnung „*diamantslipere*" (Mnl. Handwoordenb. 134), die mit den Angehörigen des Berufes aus Antwerpen hier eindrang. Auch '*bleker*' (ibid. 6, 330 aber mndl. *bleecster*), *suckerbecker* kommt in diesem Verzeichnis vor.

[3]) Die ganze Frage bedürfte einer systematischen Bearbeitung, die auch zugleich die ndl. Ansiedler der Nachbarschaft berücksichtigt.

[4]) Da nach Te Winkel, Grdr. I, 632 *ui* < *ü* in den fränkischen Provinzen schon im späteren Mittelalter entwickelt war, können diese Wörter der ältesten Schicht angehören (um 1600). Vgl. Franck, Mndl. Grm. § 31. Schon Anfang des 19. Jahrh. (Hbg. u. Altona IV, 2, S. 291) ist der Ausdruck „nicht mehr so häufig wie vordem".

[5]) Das etymologisch undurchsichtige *laiwågŋ, löiwågŋ*, Schrubber, ist wohl aus der Seemannssprache hier eingedrungen. Es lebt an der Wasserkante, z. B. auch in Lübeck.

[6]) Ein Text von 1704 ersetzt das *Pöpken* der Vorlage von 1675 durch *Jyffrau*, junge Hausfrau. Vgl. auch Lappenbergs Laurembergausgabe XI S. 149. Neben der „Juffrau" heisst der Gatte *Schôr* < *Sjor* < *Sinjor* (*Signor*). „Sinjor" ist seit dem letzten Viertel des 17. Jahrh. oft genug der Titel des vornehmen Mannes. „Synjohr Matteis Wyngartner" 1681, usw. Später verliert er, wie oft die Titel, an Wert, und 1743 heisst nach den „Hbger. Berichten" S. 388 der Handwerksmeister „Baas" oder „Schoor".

(seiner Bedeutung „Teegeschirr" nach) usw.[1]) Gerade diese holländischen Wörter sind jetzt stark im Schwinden. Z. B. *kraiwågy*, das Walther noch kennt, ist, wie viele andere Wörter, auf die wir bei Richey stossen, der jetzigen Generation nicht mehr geläufig.

3. Wie alle nd. Dialekte, ist auch das Hbg. reich an französischen Fremdwörtern. Doch sind es hier nur dieselben wie auf dem ganzen Gebiete und zwar in gleichförmiger Entwicklung.[2]) Bei selbständiger Uebernahme in der Zeit der französischen Besetzung, als, wie ein Zeitgenosse in der Zeitschrift „Hamburg und Altona" berichtet, selbst Leute der unteren Klassen sich französisch verständlich machen konnten, wäre doch wohl eine individuellere Note darin zu bemerken. Die direkte Berührung hat demnach die Sprache weniger bereichert als die literarische Fühlung und die modische hd. Sprache des 17. und 18. Jahrh. Man übernahm die Modewörter und über diesen Umweg drangen sie, genau wie das hd. Gut, ins Nd. Die gleiche Beobachtung hat für das Mecklenburgische Mackel in der Festschrift für Adolf Tobler S. 267 ff. gemacht. Vgl. auch Nd. Jb. 31, 52. In einer Zeit, in der auch die oberen Stände noch platt sprachen (s. dagegen § 5), war eine Beeinflussung von oben her leicht möglich. Von hier aus drangen sie dann allmählich weiter in die Umgangssprache aller Stände. Es wird sich natürlich in erster Reihe um Redefloskeln,[3]) gesellschaftliche Formen, um Toilettenbezeichnungen u. ä. handeln. Militärisches wie *Musqueterer* 1653, *Petarde* 1656 konnten sich im 30jährigen Krieg wohl verbreiten und im militärischen Leben des 18. Jahrh. noch bedeutend vermehrt werden. So fand beim Hbger. Bürgermilitär mit seinen vielen fremden Bezeichnungen z. B. bis zum Ende seines Bestehens jährlich die grosse 'Rewü' statt, die ein Hbger. Volksfest geworden war. Die Texte des 17. Jahrh., die bewusst grobe Sprache (s. oben S. 6) anstreben, in der die allmählich durchsickernden Modewörter keine Stätte haben, bieten naturgemäss noch nicht sehr viele Beispiele.[4]) Viel stärker werden sie namentlich auf dem Gebiet des geselligen Verkehrs im 18. Jahrh.[5]) Französische Anredeformen, 'Herr Compeer, Frau Compeersche' 1705 'Musche vot Serventeer', 'Kesien, Cusien'. 'Mon frère' ist allgemein, 'mien Monfreer' heisst es im Menschenfreund 1737, Bl. 3. „Bonjour Monfrer, wo wilt du all so tydig hen" 1709. *Muschü*, *Mussü* ist neben *Madame* (*Juffrau* s. oben) im 18. Jahrh. übliche Anrede. In den Rödingschen Kinder-

[1]) Dagegen sind die als holländ. angesprochenen *môi*, *rôien* auch nd.

[2]) abslût, akråt, alert, ambråsch (ambrasche 1747), klôr, kumplet, kumpåbl, kŭmôd, obsternåtš, plôrig, foršs (1686 force), malôr, tort, kuntrệr, passlantant; Musche Bliks; die Endung *aje* (asche, atsche, atse, älter asie): Buschkajen.

[3]) Hergegen wen da kumt een groter Hans getreden, De nah der Frantzen art Complimentoosk kan reden (1654). He fing to compelteeren . . . Musche vot Serventeer 1688.

[4]) Immerhin finden wir in bezug auf Kleidung und Geselligkeit: Mode (Munster) Fazun, hochfryseerde Krullen, Appetit, Salveten, schammereren, Reverentz, Favor, Qualitet, Tresor, ferner: pareeren, praesenteren, discretion, regemente, Fantast usw.

[5]) Vgl. dazu die Angaben Hudtwalkers, Z. d. V. f. hbg. G. 9, 171. S. auch Gaedertz, Nd. Schauspiel I, 188: „Wenn een diine Gesundheit drinkt, so moost du nich seggen: grooten Dank, man treshumble Servitör."

szenen 1775—78 steht es für Knaben dem 'Mamsell' für Mädchen zur Seite.

4. In neuerer Zeit ist der Hbger. Wortschatz durch zahlreiche englische Wörter vermehrt, *kru* (crew), *kăfetenk* (tank, die flache Blechkanne, die zur Arbeit mitgenommen wird) *Das' n kêſ* (case) und zahllose Seemannsausdrücke usw. Aus dem Italienischen leiteten wir oben *schor* her, *putzenell* 1686 (*Kaspar Putschenell*) und einige andere. Als spanisch erklärt Walther *mutš* viel, Rabe („Sünd ji all dor" S. 59) *Mottje Pijochers.* Auf diese gehe ich, da sie für die Entwicklung des Hbg. nicht von Belang sind, ebenso wenig ein wie auf die lateinischen Wörter, die ja auch als gelehrte Fachausdrücke, namentlich in der Rechtsliteratur in der älteren Periode vielfach vorkommen. *kvanswîs* ist im 18. Jahrh. schon zu belegen. *maleše* wird aus 'molestia' (rügisch: *malesten*) hergeleitet. Sehr verbreitet ist 'Vize' Hausverwalter.[1] Erwähnenswert die erweiterte Bedeutung von Ockesbook $<$ Hokuspokus gelegentlich im 17. Jahrh.[2]

§ 3. Die eben gekennzeichneten archaisierenden und nach dem Hd. gerichteten Tendenzen machen sich vor allem auch in der Orthographie geltend.

1. Im 16. Jahrh., als die Berührung mit dem Hd. enger wurde, drangen eine Anzahl hd. Schreibgebräuche[3] vor. Zu ihnen gehört (vgl. Mnd. Gram. § 18, 3. 333) der Gebrauch, *sch* statt *s* vor *l m n w* zu setzen. Obwohl die Aussprache *sl* usw. wie *sp st* ist, wird dennoch nach hd. Muster *sp st* stets von *schl* usw. unterschieden.[4] Die Schreibung bleibt im 17. Jahrh. fast ausnahmslos und ist die gewöhnliche noch in den Dichtungen des 18. Jahrh., während der Gelehrte Richey in der „Dialectologia" S. 395 *slahn*, *smekken*, *snyden*, *sweren* etc. als Schreib- und Sprechformen hinstellt. Ein paar der üblichen falschen Schreibungen laufen aber im Wörterbuch mit unter. Aber auch der Referent in den „Hbger. Berichten" 1743, S. 388 ff. schreibt *schnoken*, *schnöde*, *Schlackschleuser* usw. Walther verkennt daher die Tatsachen, wenn er Nd. Jb. 9, 76 A. *schl* usw. im „Kindertreck-Discours" einem Setzer zuschiebt, der das Hbger. Nd. nur ungenügend kannte. Vereinzelt nur begegnet *s* sonst.

---

[1]) Eine Behandlung der Fremdwörter im Hamburgischen müsste auch die Verdrehungen z. B. von Apothekerausdrücken wie Fijn Margretjen, Foenum graecum (Richey 56) beobachten.

[2]) 1654: (Die Braut tritt in den) Frauen Orden ein Und wil dem Ockesrecht nicht unterworffen seyn. Ihr Männer . . . habt es lang erfahren, Daſs unser Bock sey alt von vielen tausend Jahren, Daſs eine jede Frau sey über ihren Mann, Und müsse jederman, das Ocksrecht nehmen an . . . Er kom in unser Schul und leſs in unserem Bock Sol er bald sagen, wat dy Frau will, wil ick oock . . . Der Frauen Ockesboock kann nicht erwiesen werden.

[3]) Vielleicht ist für die modernen Bemühungen um eine nd. Rechtschreibung aus den älteren Verhältnissen der Schluss zu ziehen, dass eben die Anlehnung an das Hd., das man schreiben und lesen lernt, das Natürliche ist.

[4]) Dass die Uebernahme dieses *sch* ursprünglich durch die Gebiete, die *š* sprechen, begünstigt war, ist nicht anzunehmen, da sie zahlenmässig wie an Bedeutung unterlegen waren. Vgl. Kück S. 254 A. Zur Ausdehnung s. Anz. f. d. A. 20, 103.

Um die Wende des 18. Jahrh. braucht v. Döhren[1]) *s* nur gelegentlich, und im 19. Jahrh. ist dann endlich die Nachwirkung der alten Orthographie im ganzen überwunden.[2])

Noch offensichtlicher spricht sich das zähe Festhalten am Alten,[3]) am komisch erscheinenden Fremden, unbekümmert um die Aussprache in der Schreibung *sk* im Anlaut, Inlaut, Auslaut aus, die hier, wohl gestützt durch die vergröbernde Neigung, von Dialekten, wo *sk* gesprochen wurde, übernommen oder gefestigt ward. Dies *sk* steht jedoch nie für das rein orthographische *schm, schw* usw. Die Gelegenheitsgedichte zeigen eine Reihe von Beispielen: *basken* 1641 (: *spitisch, schmal, schnee*), 1654 *Bursck*, 1656 a *Schulske, twisken, wisken, Disken*, b *Minscken, Busck, Disck*, 1672 a *wasken, Fleesck, Fisck, Basck* (: *schûm, schapen, schnuffen, schlaen, schwien, rohtscher*), b *sckreckliken, skaper* (: *Geschrey*) usw. Diese Neigung bleibt auch im 18. Jahrh. Eine Art Kompromiss zwischen Sprech- und Schreibformen ist wohl in der Schreibung *schk* zu sehen, z. B. *Wunschk* 1681, 1708. *Dischk, frischke, wûnschken, Rienschken. Wien* 1709. Richey berichtet zwar S. 395, dass Landleute, die nach Hbg. kamen, Formen wie *Mask, Minsken, Skelm* sprachen. Kaum aber hat der Hamburger ihnen diese Wörter abgelauscht. Mit aller Energie betont Mattheson 1752 im Vorbericht **26 zum „Philologischen Tresespiel“, dass dies *sk* nicht hamburgisch ist. Der Hamburger sage *schal*, nicht *skal*. In der Tat haben wir keine speziell hamburgische Eigenheit vor uns, auch nicht eine holsteinische, dänisch beeinflusste Schreibung, sondern einen weit verbreiteten orthographischen Gebrauch, der zum Bestand der niederdeutschen Aufzeichnungen jener Zeit überhaupt gehört, den wir z. B. auch in mecklenburgischen Hochzeitsgedichten der Zeit belegen können (Kohlfeldt Nr. 15 *schkall, Wûnsken, Minsken, Fledderwisk*, 1713; Nr. 9 *Kâcksck, Fiscke, Flesck*, 1711; vgl. z. B. Nr. 4. 12. 16. 17. 18. 21) oder in ostfälischen (*Politiscke* 1684 Nd. Jb. 35, 65, *Wunschk* Hannover 1742 Nd. Jb. 36, 110, *Minsk* 1726 Nd. Jb. 35, 114) u. ö.

An die mnd. Herkunftsbezeichnungen (Mnd. Grm. § 334) erinnert *Marckse Rôfe* im „Hbger. Utrôp.“ Ein Hollandismus[4]) liegt angesichts der mnd. Verhältnisse hier kaum vor.

Ueber *schal* und *zal* s. § 15.

2. Nd. Jb. 9, 76 A. wie Nd. Korr. 31, 84 sieht Walther in der Schreibung *f* für den inlautenden Spiranten ein nicht-hamburgisches Element, da Hbg. noch heute stimmhaften Laut an dieser Stelle spräche. Diese Ansicht ist unberechtigt. Es handelt sich hier um eine Schreibgewohnheit, wie gelegentlich schon im Mnd. (Mnd. Gram. § 288). *f* kann im 17., noch mehr im beginnenden 18. Jahrh. im Wechsel mit *v*, älter *u*, an jeder Stelle des Wortes stehen, obwohl z. T. schon (s. u. § 11) Verschlusslaut *b* gesprochen wurde. Stimmloses *f*

[1]) Mir ist allerdings nur die posthume Ausgabe von 1803 bekannt.

[2]) Aber auch heute schlüpft unter dem Gewicht hd. Orthographie vielen Schreibern *sch* unter.

[3]) Auch in der mnd. Periode zeigt sich gerade in jüngerer Zeit eine Neigung *sc, sk* in archaisierender Tendenz stärker anzuwenden. S. Mnd. Gram. § 18, 1. 334.

[4]) Vgl. Kloeke, De Weerspiegeling der Historie in de Dialecten, S. 11.

wird dagegen gern durch *ff* gegeben: *hefft, Lyff* 1640; *leeve, vorleefft, beneffen* 1656. *Junffer, Yffer* (Eifer) 1640 ist wohl dem hd. *f* nachgebildet (vgl. mnd. *straffen, schaffer*). Im Anlaut wechselt *f* und *v*. Lambecks Verteilung beruht wohl wieder auf hd. Muster.[1]) Der Regel S. 35 (Nd. Jb. 18, 126) nach steht *v* anlautend vor Vokal. Dagegen schreibt er selbst *ferne, Fedder, Fedderbusch, Fingerhoed* (Goldfinger), *eintfoldigen, anfange, folgen(de), fóhre* (führe), *Fuschern, falsche*, d. h. *f* im Anlaut, wo das Hd. *f* hat. Aehnlichen Anschluss an die hd. Verteilung zeigen alle Texte der Zeit. *f* steht anlautend vor Konsonant, aber auch vor Vokal, *v* bleibt stets in den Wörtern, die es hd. erhalten haben, *Vader, veel, vör*, aber auch *för* (für), in der Vorsilbe *ver-* usw. Inlautend aber tritt *f* neben *v* und das ältere *u* (sehr selten steht *w*). Wenn wir den Wechsel überhaupt aus heimischen Verhältnissen erklären wollen, so genügt es, auf den Wechsel mit auslaut. *f*, eine Uebertragung der Auslautschreibung, zu weisen.[2]) Zudem hat *f* und *v* im Anlaut gleichen Lautwert. Im Anfang des 18. Jahrh. ist *f* sehr häufig, es wechselt, wie früher schon (1656 *blieven: driefen, riefen: blieven*), so ohne Grundsatz mit *v*, dass oft in einem Reimpaar ein Glied *f*, das andere *v* zeigt. Ein Text von 1703, der 1709 wiederholt ist, zeigt die Formen: 1703: *Five, glóf, geven* und *gefen*, 1709: *Viefe, glów, gewen* und *gefen*.

3. Ein Nachklang aus der mnd. Zeit sind namentlich im 17. Jahrh. die Doppelschreibungen (*ff* s. oben): *dt*, namentlich im Auslaut der Wörter mit inlaut. *d* (*Brudt, Tydt*), und *ck* im In- und Auslaut, nach kurzem oder langem Vokal, auch nach Konsonanten, wogegen sich Lambeck so gut wie die hd. Grammatiker ausspricht. Beliebt ist auch *h* nach *t*.

4. Auch das Dehnungs-*h*, das schon zu Ende der mnd. Periode (Mnd. Gram. § 18, 3) üblich geworden war, dringt vor und steht dem hd. Gebrauch gemäss namentlich, doch nicht ausschliesslich, vor Nasal und Liquida. Zunächst freilich hält sich zur Bezeichnung der Länge auch die alte nd. Doppelschreibung noch, seltener wird ein anderer Vokal nachgesetzt (doch noch 1700 und später *goet, Kruet, Broeck*) namentlich in geschlossener Silbe (1641 *paer: pahren* usw.), so dass wir die Formen *aah, ah, aa, ae, a* für *å* (*â ā ō*) finden können. Im 19. Jahrh. steht gern *aa* für *å*. *ee* für hd. *ei* (entsprechend der hd. Zweiheit) setzt Bärmann und ebenso viele gelegentliche Aufzeichner der Hamburger Mundart. *ie* für *î* dringt nach hd. Muster vor.

5. Die Umlautschreibung wird, nachdem sie anfangs noch nicht immer ganz konsequent ist, bald sicherer. *á* für *e* als Umlaut von *a* hatte ebenfalls schon am Schluss der mnd. Zeit eingesetzt und wird jetzt immer häufiger. Im 17., namentlich aber im 18. Jahrh., steht *á* neben *e*, dann auch sehr oft für den offenen, aus Zerdehnung hervorgegangenen Laut[3]) *báter, gále, bethámen*, wie auch (s. § 5) neben *ó* für den Umlaut von *å* (< *ā ō*),[4]) *Brágam, vár, schált* (sollen), *Dáhr*.

---

[1]) Seine Beispiele kann man auch in hd. Grammatiken des 17. Jahrh. finden. Bei Schottel, Hauptsprache, z. B. stehen unter den Beispielen für *v* S. 211: *Vater, vier, Volk, voll*; L. im gleichen Zusammenhang: *Vader, veer, Volck, Vullenkamen*.

[2]) 1652 *leef, leefen, Leefesten*; 1654 *halfe, wiefes*; 1656 *Kalfer, drifen, fifen*; 1688 *sáfen* (sieben), *gekáfen* (gekeift) usw. Dagegen der Aussprache gemäss 1641 Nom. *Lyff*, Dat. *Lyv'*.

[3]) Der alte Diphthong, das erste Produkt der Zerdehnung, ist in unsrer Periode schon zum Monophthongen geworden. Die Wirkung des ehemaligen Diphthongen zeigen z. B. die Altengammer Entwicklungen (Larsson S. 32 A.) noch deutlich. Ueber Lambecks Schreibung ë s. Mnd. Gram. S. 36. Aus der Gegenüberstellung leuen lëuen, lieben leben, Wege Wëge, Wiege Wege muss man aber auf einheitlichen Laut in jener Zeit schon schliessen, so dass das ë nur noch eine archaisierende Schreibung ist.

[4]) Vereinzelt dafür 1686 *Keûk, darfeur, Róeck*. 1708 *eu* in *Deur* und *meut*.

Weitere orthographische Bräuche, die ohne allgemeine Bedeutung sind, übergehe ich. Hingewiesen sei nur noch auf Formen wie *sehen, gahen, stahen,* die wohl schon in älterer Zeit vorkommen, aber doch durch das hd. Wortbild jetzt gestärkt werden.

I. Vokalismus.

Die phonetische Umschreibung habe ich hier, wo es im Gegensatz zu einer Dialektdarstellung mehr auf die Entwicklungsgeschichte als auf den heutigen Formenbestand ankommt, möglichst einfach gewählt unter tunlichster Angleichung an die gewöhnliche Schreibung, auch schon um bei dem steten Beziehen der jüngeren und älteren Formen auf einander, das Schriftbild nicht durch zu verschiedene Formen undeutlich zu machen.

å der aus *â ā ō* hervorgegangene Laut wird jetzt im weiten Umfange wie hd. *ô* gesprochen.[1]) Als offenen *ā*-Laut hört man ihn noch von alten Leuten, sonst (s. § 6) von den konservativen bürgerlichen Schichten. Wenn hier *å*, nicht *ô*, geschrieben wird, so geschieht dies nur, um ihn von

ô mit diphthongischem Lautwert und palatalem *e*-Einsatz *εô^u* (*εǫ̂ εau*) zu scheiden. S. § 5.

Umlaut zu *å* (*æ̊*) : *ö̂*; Richey *οη*.

Umlaut zu *ô* : *öi* (*οi*; Richey *οε*). Die Schreibung *öi* ziehe ich vor, weil *öi* < *ö* entwickelt, von den konservativen Kreisen *ö* gesprochen wird, § 5.

ę̂, auf zerdehntem *ē* beruhend, ist ein (nicht sehr) offener[2]) *ē*-Laut.

ê ist entsprechend dem *ô* diphthongisch, ein offenes *ę̂* mit nachklingendem *i* : *ę̂^i*, s. § 5.

Alle anderen Zeichen sind ohne Erklärung verständlich.

§ 4. Unter den vokalischen Uebergängen der neuniederdeutschen Zeit ist wohl der älteste der Uebergang von mnd. *-îj-* (*î* im Hiatus)[3]) und *î* im Wortauslaut und *-ûw-* > *ê*, bezw. *ô*[4]), die die neuere Entwicklung von *ê* und *ô* (§ 5) mitmachen: *nîje* > *nêə*[*nê^iə*], *vijant*, *vîjent* > *fênt, frûwe* > *frô* [*frô^u*], *jûw*(*e*) > *jô, brûwen* > *brôn*. Dagegen wird altes *-ow-*, *-ouw-* > *au* : *gau, gənau, haun.*[5]) Trotz der Formen *wî, bî, mî, dî* wird man wohl den Uebergang auch im Auslaut für lautgesetzlich halten müssen. Denn wenn auch Wörter wie *frê* frei nach den flektierten Formen, also in Hiatstellung, gebildet sein können, so ist das bei *brê blê* Brei, Blei (Genitive *brîes blîes* sind doch zu selten um über alle andern Formen zu siegen) nicht wahrscheinlich. Für den Auslaut ist daher mit Hiatstellung im Satz (*brîi bę̂tn̥*) zu rechnen, die bei den oben genannten Wörtchen (*bî* usw.) nicht wirksam ist,

[1]) Poeck, In de Ellernbucht: *o^u*.

[2]) So charakterisiert ihn auch zu Beginn des 19. Jahrh. Dietz, Nd. Jb. 20, 124.

[3]) Die vielfach in Dialektgrammatiken dieses nordwestdeutschen Gebietes gegebene Fassung der Regel, nach der *î* > *ê* im Auslaut, vor Vokal, *h, w,* ist ungenau, da dies sächsische *h, w* schon längst geschwunden und *i* auch in den Verben *spîgen, snîgen* die oben angeführte Bedingung erfüllt.

[4]) Vgl. die Diphthongierung von *î, û* nur im Hiat und im Auslaut in gewissen schweizerischen Dialekten, z. B. Z. f. d. A. 21, 258 ff. Hoffmann, Vokalismus von Basel-Stadt § 145. 188.

[5]) Die Mnd. Gram. § 197 A. ausgesprochene Vermutung eines Zusammenfalls von *-ûw-* und *-ouw-* lässt sich danach nicht aufrecht erhalten. Die übereinstimmenden Tatsachen in den Dialekten beweisen, dass *-ouw-* und *-ûw-* getrennte Entwicklung hatten. Andrerseits erweisen die heutigen Formen hier *-ûw-* in *frûwe, brûwen, bûwen* usw. für die mnd. Zeit.

weil diese häufig minderbetont sind. Der Gang der Entwicklung war wohl (vgl. die hd. Diphthongierung Z. f. d. A. 39, 269ff.): *ij* mit Dissimilation > *ej*, *ei* (vgl. die Schreibung *ey eig* neben *e* in Texten des 17. Jahrh.) > *ê*. Seit Anfang des 18. Jahrh. etwa wird die Schreibung *ee* häufig. Den Uebergang *ei* > *ê* bestätigt Richey 1755 in der „Dialectologia Hamburgensis" S. 385, wenn er gegenüber *ei* in *sney* (mnd. *snê*) Wandel des *ei* in *ee* in *Bree* (mnd. *brî*) für *Brey*, *neet* für *ney* (< *nîje*), *Ree-Draht* für *Rei-Draht* feststellt. Im Idiotikon wendet er auch für diese Wörter die Schreibung *ey* an, die demnach der älteren Aussprache entspricht. Dies *ê* entwickelt sich später wie die alten *ê*, die, wie *Sney* an derselben Stelle beweist, damals schon die Diphthongierung begannen. Ganz analog hat man den Uebergang *ûw* < *ô* zu denken. Wie *ey* ist auch *ou* im 17. Jahrh. häufig in der Schreibung festgehalten. Lehnwörter machen den Uebergang mit: *Kumpeney*, *Parthee* 1739.

Der hier geschilderte Lautübergang ist über ganz Nordwestdeutschland verbreitet von Provinz Groningen bis zu den Elbmarschen, bis in die Altmark und die Priegnitz und bis Prenden[1]) (hier *ai*, *au*).

Die ersten Spuren dieser Entwicklung fallen noch in das 16. Jahrh. In Lüneburger Zunfturkunden des 16. Jahrh.[2]) kann man vereinzelt schon neue Formen neben den älteren finden, z. B. *freiheiten* 1552 S. 217 (neben *fryheit*, *nyge*, *fryg(en)*, *gedien* im gleichen Text). *freyheit* 1581 (S. 68), *neig* 1570 (S. 66) in gleichzeitiger Abschrift, *freydages* S. 104, *vorredereyge* S. 159 in jüngeren Abschriften älterer Texte von 1430, bezw. 1523.[3]) Mitte des 16. Jahrh. zeigen sich nach einer Mitteilung von Herrn Professor Borchling auch im Ostfriesischen die ersten Spuren des Uebergangs.[4]) Auch in den Elbmarschen muss der Wandel an das Ende des 16. Jahrh. gesetzt werden: Aus Daniel Lübbeke, dem Chronisten der Elbmarschen (1599), führt Simonsen a. a. O. S. 44 die Formen *sneyde*, *gefreyet*, *befreyde* an. Kaum wird man für das mitten inne liegende Hamburg eine spätere Entwicklung ansetzen können, und so werden die vereinzelten Formen mit *ey*, die seit Mitte des 16. Jahrh. begegnen, schon in diesem

---

[1]) Vgl. Wredes Angaben für die vokalische Entwicklung von 'bauen' Anz. 20 S. 106 ff. bes. 107; 'frau' Anz. 23 S. 228. In Ergänzung und Berichtigung dazu für Provinz Groningen: de Vries, Het vocalisme van Noordhoorn § 261, das Emsland: Schönhoff § 63. 101, Oldenburg: Nd. Jb. 30 S. 49, Bremen: Heymann S. 19 f., 24, Horneburg: Zahrenhusen § 81. 91, Finkenwärder: Kloeke S. 46, 49, Altengamme: Larsson § 77. 78, Glückstadt: Nd. Jb. 18, S. 93 § 18, 7; S. 97 § 25, 7. Für das Lüneburger Gebiet s. Kück S. 279, 306 f., 315. Bleckede: Rabeler § 88. 89. Das Wendland: Selmer § 20, 2. 24, 3. Prignitz, Nd. Jb. 31 S. 101. 112. 118. 32, 23 f. Prenden, Nd. Jb. 34 S. 18. Bei dieser Verteilung wird man nicht mit Bremer, Grundr. III, 898 ein ndfrk. Kriterium hierin sehen.

[2]) Bodemann, Die älteren Zunfturkunden der Stadt Lüneburg.

[3]) Bei dem Grundsatz „systematischer Vereinfachung und Reinigung der Orthographie" in Veröffentlichungen nach allgemein historischen Grundsätzen wird freilich der Philologe vereinzelte älteste Schreibungen immer etwas misstrauisch ansehen. *freiheit* mit *ei* 1552 (sonst *eig*, *ey*) fällt auf. Die Beispiele mit *ou* für *u*, die z. T. zweideutig sind, ziehe ich nicht heran.

[4]) 1628 Statuten und Ordonanzen von Emden (Z. f. d. Mundarten 1912 S. 145) *gefreyet* (daneben *nyes*, *vry*). J. Ravingas, „Neye oostfriesische Chronik" ist 1661 „Gedrückt tho Embden Neypoortstraete in de neije Druckerije".

Sinne zu deuten sein. In dem 1541 begonnenen „Slechtbok der Familie Moller“ findet sich mehrmals *befreiet*, *frey*. 1554 (Z. d. V. f. hbg. Gesch. 8, 515) *muterey*. In Gories Peerses Islandschilderung (1561), 2. Aufl. 1594, Nd. Jb. 9, 118: *Meelbrey*. 1590 Kämmereirechnungen: *ney*. 1591: *tho leveren frey an Bort hir edder up de Swinge*, Z. d. V. f. hbg. Gesch. 9, 445. Der schriftsprachliche Charakter der Hamburger Drucke vom Anfang des 17. Jahrh. erklärt das Fehlen von Belegen in denselben, dagegen *kleyen* Vitulus, *schowe* (scheue) 1619 im Repergesellenregiment, Mitt. d. V. f. Hbg. Gesch. 2, 7, und mit freierer Entfaltung tauchen sie in den Scherzgedichten schon gleich zu Anfang auf: 1640 *entfreyet*, auch „Teweschen Hochtit“ 1640 *neyen*, *Brey(es)*, *freyen*, *schreyeden*. Zunächst noch selten, weil mit der schriftsprachlichen Form im Kampf, kann man das ganz allmähliche Vordringen langsam beobachten. Aber immer wieder drängt sich das alte, auch den östlichen Nachbardialekten eigene *i* ein.[1]) „Wat maket doch de Freyerey In dûsser Welt vor Tôge, Den Jungen ist een Leffeley Den Olden ist een Hôge, So singt men in den Opern van Noch kehren sick hier vehl nich an Wilt altidt Jungfern bliven Un so er Tydt verdriven“ lautet der Anfang eines Hochzeitsgedichtes von 1689. In der Oper „Xerxes in Abidus“ heisst es aber in der beliebten Arie, auf die hier Bezug genommen wird,[2]) wenigsten in dem mir bekannten Druck von 1692, *Leffely*, *Fryery*. Anscheinend ging man also in dem weniger literarischen Denkmal zu den üblichen Formen über, die die Oper noch verschmähte.[3]) Das Beispiel zeigt, wie täuschend vereinzelte Drucke sind, nur eine lückenlose Reihe gewährt die Uebersicht. Die alte Form, die schon seit Mitte des 16. Jahrh. im Sprechen gewandelt ist, ist im Schreiben noch Mitte des 18. Jahrh.

---

[1]) Um ein Bild des Kampfes zwischen alten und neuen Formen zu geben und zugleich zu zeigen, wie lange die alten Formen nachwirken, gebe ich hier eine Liste, die das Auf und Ab in der Darstellung des *îj* > *ei*, *ûw* > *ou* im 17. Jahrh. zeigt. (1640 s. o.) 1652 fryen: ju. 1653: nyen, Fryen: juw. 1654: Freien, frein, freiet (im Reim zu rewet), fryt, Geckerey: juw, Fruwe, Frowens, trouwe, truwet. 1656 a (1. Druck): rieen, niewen, flieen; (2. Druck): niewen, fleien: Frowen(s) Jungcfrow, berowen, trowen; b: Brůjerey, Slabberei, Brei, schryen, schriede: juw, Fruwens; c: gedy'n, Fry'n, fry: Juw, schuw, gruw, Fruwens, Fruwe; d: Freyheit, freyen, fryen, thoreyen, schryet: Fruw(en), juw, Fruwens. 1672: Freyer, neyes. 1675: freit, freyers, freyen, fleyen: yuw, yow, Frow, troulyck. 1681: Freyen, frey, Freyers, neye(s), Partey, Partie: Frow, gerowet, vertrowet, trowen. 1688: frey, neie und nyes: jou, Brouer. 1686 a: ei, ou; b: Schnackerey: Fryen, Pluderye; c: Frowen, iuw, Ackerbow, gruwen. 1689 im Anschluss an „Xerxes in Abidus“ in der Oper: Friery, Leffely, im Liede: Freyerey, Leffeley, neye: Frowens, juw, rowen. 1700 a: boen, vertroen; b: Fryen, Gedyen, fleyen: Fruwen, gruwen. 1702 a: Freien, juwe, jo; b: fleien, freien, nye: juwe. 1703: Fryers, Frien, nien, Fleien, freit: Warschuwung, Fruw, Trůw. 1704: Fryers (freyers im Urtext 1675), neys: Frow, yuw. 1705 a: y, uw; b: freyt, jow. 1707 a: nyes, freyen, Freyheit: Brower, getrowt, jue; b: ey, ow; c: Freen: vertroen, Frow, ju. 1709 a: i, u; b: freh, frien: ju(er), Froh. 1716: neyen: ju. 1730: ee, ow. 1732: freyen: trouhartigen, Fruens. 1732: ee, o. 1734: ee, ey, ou. 1738: freede: Trö, ju. 1744: nee: Fro, ju, jo. 1747: schreen, nie(n), ney: Frowens, Fruw, ju usw.

[2]) Nd. Jb. 8, 119.

[3]) Wendet man ein, dass Postel kein geborener Hamburger ist, so ist dagegen zu bemerken, dass auch Hadeln den Uebergang hat. — Dagegen vgl. Nd. Jb. 8, 122 in der Oper „Pyramus und Thisbe“ 1694: „Wat is in der Welt up Erden Soeter ass de Leffeley, Averst man hôrt aller Oerden, Dat dat Lefflen is ass Brey.“

nicht ganz verdrängt. Eine archaisierende und eine nd. gemeinsprachliche Richtung kämpfen hier (so wohl, wenn Brockes *fryen, ju, Trû* schreibt[1])) gegen die Wiedergabe der gesprochenen Formen an. Gerade zu Anfang des 18. Jahrh. zeigt sich die Neigung zu weitherziger Aufnahme fremder Formen. So beobachtet man, dass ein 1704 wieder abgedruckter Text von 1675 für die Form *Freyers* des alten Druckes *Fryers* (neben *neys*) setzt.

Wenn der parallele Uebergang *ûw* > *ô* schwieriger festzulegen ist, so liegt das wohl weniger an dem phonetisch engeren Verhältnis von *u* und *ou*, die sich nicht so deutlich scheiden wie *e* : *i*, als namentlich an dem alten mnd. schriftsprachlichen Nebeneinander von *ow* und *uw*, das in der Schreibung verdunkelnd mitwirkte. Der neue Laut erscheint zunächst in der vertrauten Orthographie *ow*. Er ist verschieden von altem *ouw*, das > *au* geworden ist, und die mnd. Form *bro(u)wen* hat mit der aus *brûwen*[2]) entwickelten Form *brôen* nichts zu tun. (*bro(u)wen, bo(u)wen* wären heute *brauen, bauen.*) Ueber *schowe* (scheue) 1619 s. o. Der gleiche Text 1656, der einwandfreie Belege für den Uebergang *îj* > *ê* brachte, zeigt auch *trouwe* (: *truwet, juw*) und *Fruwe, Frowens*, die drei andern Texte des Jahres bewahren *u. yow* (euch) neben *Frow, troulyck* erscheint in einem Text von 1675, und seitdem sind die Formen *ow, ou* durchaus üblich. 1700 findet sich auch schon reines *o* : *boen, vertroen*, 1702 *jo* neben *juwe.* Andrerseits wird auch hier wie bei *îj* das alte Lautzeichen noch gern festgehalten. Ueber Brockes' Schreibung *ju, Trû* s. o. Richey gibt (S. 386) beide Formen *ju* und *jo* für 'euch' an, als ländliche Form *jau*, das auf *jo* zurückgeht, *juwe* (euer).[3]) Gerade *ju* findet sich (s. im Verzeichnis S. 16 A.) ausserordentlich lange neben sonstigen *o*-Formen. Es erklärt sich wohl dadurch, dass gerade das Pronomen der Anrede dem fremden Einfluss stets stark unterworfen ist.

Ich habe schon oben auf den bedauerlichen Mangel hingewiesen, dass die Literatur anderer Gebiete nicht genügend zu Vergleichungen herangezogen werden kann. Doch möchte ich zu den vorher gegebenen Nachweisen für Ostfriesland, Lüneburg, zu den Elbmarschen noch einen Bremer Beleg von 1696[4]) fügen: *Uhlenstackerey* : *trouwhartigen* (: *Rau* 'Ruhe'). Dagegen zeigt wieder das Bremische Wörterbuch das gleiche Bild, das wir aus Hamburg kennen, Festhalten am Alten, am Gemeinniederdeutschen. Dass das Brem. Wb. neben *ij* (*frijen, Tugerije*) doch *ou* (*Frou, brouen, bouen* und *buwen, buw. buwte*) braucht, versteht man aus dem oben Gesagten durch die anscheinende Uebereinstimmung von *ou* mit der überlieferten Schreibung. Aber man wird doch den Ausdruck (I, 453) „diesen wunderlichen Doppellauter" mit Beziehung auf *frij*, nur auf die mehr oder weniger fortgeschrittene Entwicklung des *îj* deuten können. Jünger als im Westen scheint der Wandel im Osten zu sein, in der Prignitz (Nd. Jb. 31 S. 112, 32 S. 26) jünger als der Ausfall des intervokalischen *d*.

Ich habe dieses erste Beispiel ausführlicher behandelt, weil ich es für typisch für die Darstellung einer neuen Lauterscheinung überhaupt halte und für lehrreich für die Erkenntnis von Lautgesetzen

---

[1]) In gleicher Tendenz auch Anfang des 19. Jahrh. bei Bärmann *Bly, Blee.*

[2]) Lambeck, Nd. Jb. 18, 124 letzte Reihe von unten lies Fruwē, nicht Frouwen.

[3]) Leider fehlen andere Beispiel der Gruppe.

[4]) Nd. Jb. 18, 80. Bei Durchsicht der Lokalliteratur wird sich sicher mehr und älteres Material finden. Aber (Niedersachsen 16, 336) 1707: *Fruwen, Frierie*; 1741 *Fruw, Buw, getruwde, juw.*

in Zeiten, wo wir weniger genau beobachten können. Obwohl die Erscheinung, wie die Beispiele zeigen, schon um 1550 auftauchte, im 17. Jahrh. in der Sprechsprache hier durchgedrungen war, kommen die alten Formen unter dem Einfluss benachbarter Dialekte noch tief im 18. Jahrh. vor.

§ 5. Bedeutend jünger (in ihrer vollen Entwicklung wohl erst dem 19. Jahrh. angehörig) sind die folgenden durchgreifenden Vokalentwicklungen, die hier zu erwähnen sind. Schon in § 4 war mehrfach darauf hingewiesen, dass in Hbg. ein mehr oder weniger durchgeführter Uebergang von *ê*, *ô* (*ö̂*) (jeglicher Herkunft *ô*¹ *ô*² *ô*³) zum Diphthongen zu bemerken[1]) ist. *ê* > *ę̂ⁱ* (das nachklingende *i* wird nicht immer deutlich empfunden), *ô* > *εǫ̂*, *εoᵘ* (*εau*), (*ǫ ou* mit palatalem Einsatz, vgl. Finkenwärder *œu*. Poeck [Ellernbucht], stellt den Laut als *ᵃoᵘ* dar) s. oben S. 14. Nach der Angabe Zahrenhusens (S. 14) charakterisiert der helle Einsatz den hbg. Laut gegenüber dem *ɒu* seiner Heimat. Ebenso hebt Bernhardt (Nd. Jb. 18, 83) dieses „mit der Mundstellung des *e*“ einsetzende hbg. *ô* neben dem Glückstädter hervor. Umlaut dazu ist *öi* (*oi oü*).

1. Während die neueren Aufzeichner hbg. Texte den aus *ô* entwickelten Diphthong, vielleicht wegen der Schwierigkeit der Bezeichnung, gewöhnlich nur mit dem altüberlieferten *ô* geben, wird *öi* durch das naheliegende Zeichen *eu* umschrieben.[2]) Gerade dieses *öi* aber wird von den altbürgerlich konservativen Kreisen bekämpft, die gern die alten Sprachformen oder was sie, durch die Schrift getäuscht, dafür halten, bewahren; die in den Diphthongen fremden, ausländischen Einfluss sehen,[3]) der auf dem Wege über den Hafen nun auch in die weiteren Bürgerschichten gedrungen und das gute alte *ö* oder *öⁱ* zu verdrängen sucht. Diese Polemik gegen *eu* hat z. B. Schnitger im Nd. Korr. 30, 87 vertreten (wiederholt Mitt. a. d. Quickborn 3, 108). Richtig ist seine Angabe, dass die Darstellung verhältnismässig spät allgemein geworden ist, aber was bedeutet das in einem Falle, wo gerade die altbürgerlichen Kreise, die doch als die schreibenden und veröffentlichenden in Betracht kamen, den Diphthong nicht anerkannten und bewusst aus der Sprache fernhielten? Was bedeutet es, wenn wir sehen, dass die aus *ê* und *ô* entwickelten Diphthonge

---

[1]) Diphthongische Entwicklung zeigen die Mundarten der Nachbarschaft. Altengamme, Larsson § 53—55. 58—63. Finkenwärder, Kloeke S. 73, für Altenwärder s. S. 12. Horneburg, vgl. die Uebersicht bei Zahrenhusen S. 189. 191. Das Alte Land, Kück S. 301. Stade, Marahrens S. 31. 32. 34 f. Glückstadt, Nd. Jb. 18, S. 83. Dithmarschen, Kohbrok § 26—28. 40. 43 b. Zum Holsteinischen sagt Stuhlmann in den „Lęs'ręgeln“ seiner „Hasselpoggen“ S. 98: „*o* klingt so, as wenn sik een lis' *u* daaran anhang'n wil *o*-*u*.“ Umlaut dazu klingt: „een gans lüt beten an *eu* oder egentlich an *oi* an.“ Für das Lüneburgische s. Kück S. 274. 298 f. 305. 316.

[2]) Stuhlmann sagt in den seinen Schriften beigegebenen „Lęs'ręgeln (s. o.): De Hamborgers sprękt frelich gradeto scheun, wen se schöön meent, wat besünners den nich angenęm klingt, wen se dat so breed trekt, dat et as scheuiin ruutkumt.“

[3]) Schnitger, Nd. Korr. 30, 88, findet im Gegensatz zu andern hierin die vergröbernde Wirkung, die die schwere Arbeit der Hafenarbeiter selbst auf den Klang der Sprache ausübt.

nie dargestellt werden (Ueber $o < a$ s. § 6)? Dass der Diphthong trotzdem doch zu Anfang des 19. Jahrh. bestand, bezeugt Dietz (Nd. Jb. 20, 126) 1816—1819 in einer Vergleichung des hamburgischen mit dem mecklenburgischen Dialekt durch die Angabe: „Aber das *ö* in *schön* und dgl. von Richey mit *oe* (*ε*) bezeichnet ist, ist in dem Munde des Hamburgers wirklich ein Doppellaut und klingt fast wie *oi.*“ Dies Zeugnis eines Fremden ist besonders wertvoll, da der Einheimische sich, durch das Schriftbild beirrt, gar zu oft in seiner Auffassung von dem, was er spricht, täuscht. Bartels (1818—89) schreibt schon *eu.* Und wenn Walther in seinen Sammlungen zu einem hamburgischen Idiotikon anfangs zwar *ö* (*oε*) die von Richey übernommene Bezeichnung setzt, später gewöhnlich *öi oi,* so meint er damit doch sicher den Diphthongen, ein wertvolles Zeugnis, da es von einem so guten Beobachter stammt, der selbst den bürgerlichen Kreisen angehört.[1])

Stände die hamburgische Diphthongierung isoliert, so könnte man vielleicht die oft ausgesprochene Behauptung erwägen, diese Laute seien fremdes Gut, das durch die Mischbevölkerung der Wasserkante eingedrungen sei. Gewiss erhält die hamburgische Bevölkerung Zuzug aus allen Teilen des pd. Gebietes. Aber da der einzelne fremde Dialekt dabei immer in der Minderzahl ist, so wäre ein so nachhaltiger Einfluss auf den Lautstand[2]) von dieser Seite sehr zweifelhaft. Zudem, wie S. 18 Anm. 1 gezeigt ist, fügt sich die hamburgische Diphthongentwicklung organisch in den gesamten Kreis der Unterelbelandschaften und weiter bis nach Dithmarschen ein. Die Qualität des aus *ô* hervorgegangen Lautes zeigt überdies eine zwar nicht vereinzelt dastehende,[3]) aber doch in der Nachbarschaft (s. oben die Horneburger, Glückstädter Auffassung) als etwas Besonderes empfundene Färbung. Namentlich sind auch die mecklenburgischen Verhältnisse völlig verschieden (*au* nur < *ô*[1]). Es kann daher kein Zweifel sein, dass wir mit einer bodenständigen Entwicklung zu rechnen haben.

Das hier beobachtete Verhältnis des Widerstandes der gut bürgerlichen Kreise gegen den vordringenden Lautwandel findet seine Entsprechung auch anderwärts im nd. Sprachgebiet. Seelmann schildert Nd. Jb. 43, 3 f. den gleichen Unterschied zwischen den Monophthongen der Rostocker oberstädtischen Bürger- und Kaufmannsfamilien und den Diphthongen in den unteren Klassen. In Wismar (ebenda S. 4) scheint das Uebergewicht der oberen Stände stark genug gewesen zu sein, um der rings um diese Stadt durchgedrungenen Diphthongierung entgegen zu wirken. Aehnliches ist wohl für Hannover aus Flemes' Feststellungen[4]) der Abweichungen

---

[1]) Zu „Börs“ gibt er an: „vulg. auch Beurs“. Ein 1835 geborener Hamburger Kleinbürger versichert, er habe den Laut stets diphthongisch gesprochen, und ein etwa 1855 geborener Hamburger, der ebenfalls *scheun, greun* gehört und gesprochen hat, behauptet sogar gerade umgekehrt, *schön grön* habe man nur von Fremden gehört oder von solchen „die sich genierten, die alte derbe Sprache zu sprechen und öberkröpsch redeten“.

[2]) Anders steht es um den Wortschatz.

[3]) Vgl. Finkenwärder *œu,* Dithmarschen *vu* ähnelt *εó* (Kohbrok S. 12). „*Scheo, Keo*“ (Schuh, Kuh) im Kalenbergischen verzeichnet Flemes, Hann. Gesch. 20, S. 322.

[4]) Hann. Geschbl. 20, 323. Als Beispiele werden angeführt: *feuhren* : *fören* (Stadt H.), *eck läuwe* : *löwe, neudig* : *nödig.* Weitere Beispiele im Wörterverzeichnis.



im Pd. der „alteingesessenen Bevölkerung der Stadt Hannover“ zu ersehen, die „hauptsächlich in der Aussprache des *ö* an Stelle des *äu* oder *eu* bestehen“. Es ist hier überall ein Kampf der gebildeten Klassen, für die pd. mehr ein überkommener, wohl gehüteter Schatz ist, den man in seinem Bestand nicht angreifen will, gegen die unteren Klassen, bei denen pd. als gewöhnliche Umgangssprache ein wirkliches Leben führt, zu neuen Lautentwicklungen noch kräftig genug ist. Die Neigung zu archaisierenden Formen, die Ansätze zu gemeinsprachlichem Ausgleich in diesen oberen Kreisen stehen in einer Reihe mit dem Kampf um Bewahrung der Monophthonge.

Die Geschichte dieser Diphthongierungen hebt sich naturgemäss nicht so klar ab wie die in § 4 gegebene. Sie ist jünger und wohl in einer Zeit in die Erscheinung getreten, als die Spaltung zwischen den beiden Kreisen sich sprachlich stärker fühlbar machte. Auch werden die Anfänge wenig bemerkt, erst die vollendeten Diphthonge ins Ohr gefallen sein, so gut wie wir aus andern Gebieten hören, dass ein „ein weniger geübtes Ohr“ die nachklingenden Komponenten überhaupt nicht vernimmt,[1]) was auch für den Diphthong *ê* in Hamburg z. T. noch gilt.

Wichtig ist Richeys Angabe (S. 385): „Dahingegen (im Gegensatz zu *Bree* usw. s. o.) heisset *Schnee* bey uns *Sney*“, die nur auf beginnende Diphthongierung deuten kann. Dem entspricht es, wenn Walther in den 60er Jahren in sein Handexemplar des Idiotikons S. 379 zu *ε* geschrieben hat „fast wie *ei*“. 1750 schreibt der „moralis. Kröger“ einige Male *köipt*, *Lδipers.* 1793 (Briefträger II, 104) *Kaul, Sleihf.* Ein unzweideutiges Zeugnis für den Diphthongen *öi* aus dem Beginn des 19. Jahrh. war oben angeführt. Dazu kann man vereinzelte Schreibungen möglicherweise in diesem Sinne deuten, umgekehrte Schreibungen wie etwa *Mδdt* 1734 für *Meut* (Mühe, mit *eu* < *-öye-*): *ö* konnte für *eu* eintreten, wenn es schon diphthongischen Lautwert besass. Ebenso auch das mehrfach im 18. Jahrh. begegnende *Mδh* Mühe für *Mδy*(*e*). (Dagegen deutet *eu* in *wie meut*, wir müssen 1708 (Nd. Jb. 8, 132. 134) wie in *Deur* ebenda nur den zerdehnten Laut an, der früh analogisch in *mȫt* ‘müssen’ auftrat.) Auch ein Hochzeitsgedicht von 1708 schreibt *möud* müde. Im Verein mit Richeys Angaben für *Sney* werden wir danach wenigstens zweigipflige Aussprache in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. annehmen, aus der sich dann im Laufe des 18. Jahrh. die Diphthonge entwickeln, deren Vorhandensein Dietz Anfang des 19. Jahrh. bestätigt. Ende des 18. Jahrh. schreibt v. Döhren auch *Prause* für „Prosa“, der sonst in geläufigen Wörtern an der alten Schreibung festhält.

Früher schon wird die Diphthongierung in der bäuerlichen Sprache der Umgegend bemerkbar, in Bauernszenen festgehalten, zumal nach den eben ausgeführten Grundsätzen, diese breite Aussprache die Lächerlichkeit in possenhafter Dichtung bestärkt. So braucht man im 17. Jahrh. in „Teweschen Hochtit“ und „Kindelbeer“ die Formen *kow, daun, ouch, tow, verdrout* verdross, *tho houpen, koup, laupen, kaupen, behaulen; kloive* ich glaube, *deupen; leiff.* Und Richey bestätigt S. 383 die bäuerliche Aussprache *au* für *ô* (wie englisch *old*, also wohl o^{u}), sogar (S. 386) *jau* für das junge aus *uw* entstandene *ô.*[2])

---

[1]) Vgl. Nd. Jb. 18, 83 über e^{I} ö$^{\bar{\mathrm{\imath}}}$ o$^{\bar{\mathrm{u}}}$ in Glückstadt.

[2]) Auffallend ist aber, dass er gleiche Entwicklung von *â* und *ô* > *au* angibt. Die heutigen Lautverhältnisse widersprechen dem auch in der Umgegend, überall ist *â* anders entwickelt als *ô*.

2. Während sich einerseits aus *ö̂* ein neues *öi* entwickelt, hat sich neuerdings übernommenes *eu* > *ei* entrundet. S. besonders die § 2 angeführten Beispiele aus dem Ndl.: *kraiwågŋ*. *käfetait*: Richey verzeichnet noch *Teute*. Ferner *leifig* zu hd. *laufen*. Aber neben Richeys *keut* keck haben die Hbger. Berichte 1743 *keit* (Bärmann *keut*). Auch *frain*, *fraid* Freude u. a. m. Nicht hierher gehören die schon im Mnd. bestehenden Doppelformen *sleier sloier*, *gleinig*, *streien*, *gleien*, *bleien*.

§ 6. In dem gleichen Aufsatz, in dem Schnitger sich gegen das vordringende (*öi*) *eu* wendet, kämpft er auch gegen die Aussprache *o* für *å* (< *â ā ō*). *o* gilt ihm wie *eu* als fremder Eindringling von der Hafenseite her. Die erwähnten altbürgerlichen Kreise bevorzugen *å*, die Aussprache, die schon in spätmnd. Zeit durchgedrungen war. Bis in die jüngste Zeit wird dafür gern *aa* geschrieben, wozu aber Reuters weithin wirkendes Vorbild beitragen konnte. Walther braucht *a*, *å*, *aa*. Erst durch die neuesten Schriftsteller, Otto Ernst und namentlich die mit dem Quickborn verbundene Gruppe, vor allem den Finkenwärderer Gorch Fock, hat *o* mehr und mehr Fuss gefasst. J. E. Rabe verwendet *o* bezeichnender Weise in den Kasparszenen.

Die geschlossene Aussprache des *å* in Hamburg ist sicher jung, auch liegt wieder Entwicklung von unten nach oben mit dem Widerstand von oben vor. Sie ist jünger als der in § 5 geschilderte Vorgang. Nicht nur dass dies *o* nirgend mit altem *ô* zusammengefallen ist, vor allem kann man auch im Munde älterer Hamburger, neben *öi* < *ö̂* doch *å* hören.[1]) Man muss wohl bis in sehr späte Zeit mit offener Aussprache des *å* und seines Umlautes *æ̊* rechnen. Lässt auch die schriftliche Ueberlieferung bei *å* dies nicht erkennen, so ist doch vielleicht das, was aus der Behandlung des Umlauts *æ̊* (heute *ö̂*) erschlossen werden kann, auf *å* zu übertragen: Wie im Mnd. war auch im 17. Jahrh. *ö* die übliche Schreibung für den Umlaut des zerdehnten *ō*. Im 18. Jahrh. wird dies *ö* gern durch *ä* ersetzt, eine Schreibung, gegen die zwar Richey 386 f. aus etymologischen Gründen protestiert, deren Lautwert er aber ausser durch diesen Protest auch durch die direkte Angabe bestätigt, das nds. *oη* in *mögen* scheine „beinahe als ein *ä* zu klingen". Nur wer genau „Achtung giebt wird mercken, dass das *oη* nicht mehr so offen wie das *ä* ausgesprochen, sondern das *o* vom *a* gnugsam unterschieden werde". Reime *ę̄* : *ö ö̂* sind daher im 18. Jahrh. mehrfach zu beobachten. Zu Ende des 18. Jahrh. begann aber dann wohl die geschlossene Aussprache um sich zu greifen, die allmählich zu dem heutigen (noch nicht abgeschlossenen) Resultat führte. v. Döhren schreibt für mnd. zerdehntes *ö* und *ō*: *ö* und unumgelautet *aa*, Bärmann *ö* : *aa* (*ä* steht für *ē*).

Diese Chronologie findet wieder ihre Bestätigung durch Dietz (a. a. O. 124), der zu Beginn des 19. Jahrh. feststellt, dass das hbg. *å* dem *o* näher stehe als das mecklenburgische. (Vgl. auch die modernen Verhältnisse.) Daher kennzeichnet er S. 126 das Hbg. *ö* (*oη*) gegenüber dem mecklenb. *ä*. — Der geschlossene Laut gewinnt jetzt mehr und mehr an Boden.[2])

---

[1]) Neben dem Sonorlaut *r* entsteht die diphthongische Verbindung *ōa* : *jōa* (Jahr).

[2]) *å* in Bremen, Glückstadt, Stade. *ō* in Dithmarschen, Horneburg. *ou*, *ɔu* in Finkenwärder, Altengamme. Den Unterschied in der Aussprache zwischen heutigem

Die gleiche Entwicklung vom offenen zum geschlossenen Laut berichtet Bernhard Nd. Jb. 18, 104 aus Glückstadt. Dort sprach man vor 50 Jahren *kęk* (Küche), *grē:n* (grün) jetzt *kœk, grön.* In umgekehrter Richtung führt dieselbe Aussprache in Bremen schliesslich zu völliger Entrundung. Zu *klötern* bemerkt Br. Wb. „wir sprechen es aber *klåtern*", zu „*håker*": „oder wie gemeiniglich aber unrecht geschrieben wird *höker*". Jetzt heisst es nach Heymann S. 33 f. *mägen, känen, schälen, käken, mählen, kräte,* wo das Br. Wb. noch *ö* hat.

§ 7. Neben dem lautgesetzlich entwickelten Umlaut zeigt sich in Dialekten auch ein sekundär eingedrungener Umlaut, der z. T. als analogisch erklärt werden kann, z. T. aber in seiner Entstehung nicht immer durchsichtig ist. Die umgelauteten Wörter, es sind stets solche mit *ô* oder *u* im Stamm, sind nicht überall die gleichen, nur einige wie *zön* (Sohn), *dörp, stün̄, zün̄* sind gleichmässig durchgeführt. Die Form *söne* Sohn ist schon im Mnd. vorhanden (Mnd. Gram. § 370); jünger, aber dem 16. Jahrh. angehörig ist das nur beschränkt verbreitete *bö̂k* Buch (*bŏck* 1531), jetzt hier *bôk.* Ueber das ganze Gebiet reicht *dörp*[1]), so neben *dorp* in einem Hbg. Text v. 1653 und auch im ganzen 18. Jahrh. üblich. Später wird es in der Stadt[2]) durch *dorp* ersetzt. Walther gibt im dritten Viertel des 19. Jahrh. neben der ländlichen Form *dörp* die städtische *dorp* an. Der Umlaut erfasst namentlich *u* vor Nasal (vgl. Nd. Jb. 43, 7). Nach den in § 14, 5 geschilderten Vorgängen ist jedenfalls mit einer stark *i*-haltigen Färbung des *n* zu rechnen. *Sŭnne* schreibt David Wolder 1589, *Stŭnde* Brandanus Daetri[3]) 1602. Der rein schriftsprachliche J. Kock braucht 1624 *Stunde,* nur *Sŏhn* mit Umlaut, der hier schon mnd. war. *Stŭnn* in „Die lustige Hochzeit" 1728; (aber *Stund'* in der Ausgabe 1708). *Kŭnst* wie *Schŭld* und *Dŏrst* (dies auch schon im 16. Jahrh. bei G. Peerse, Nd. Jb. 9, 118) hat Lambeck 1633. *Tŭnne* neben *Tunne* ist im 18. Jahrh. üblich. Ferner z. B. *ŭnə, unə* unter, *drüpm̥* Tropfen, *nöt* Nuss.

Von den Wörtern dieser Gruppe haben nicht alle den Umlaut bewahrt. Neben einer rückläufigen Bewegung im entgegengesetzten Sinne, zugleich auch in der städtischen Gegenströmung (s. *Dorp*), ist besonders auf ein jüngeres Gesetz hinzuweisen, das die Ausbreitung des analogischen Umlauts durchkreuzt, des alten Umlauts eindämmt. In geschlossener Silbe, in meist einsilbigen oder minder betonten Wörtern wird in der Neuzeit *ü̆ ö̆* > *ŭ ŏ*: *sös* > *sos*; *dorch, twolf, soch* suchte, *slop(t), lop(t)* älter *slöpt, löpt* schläft, läuft, *foftiχ,* auch

geschlossenen *o* in Dithmarschen und offenem *å* in den Elbmarschen will Simonsen a. a. O. schon in der Orthographie bei Neocorus und Lübbeke finden. Ich habe schon Beitr. 39, 126 A. 3 darauf hingewiesen, dass die Belege aus denen S. dies folgert, zu diesem Schluss nicht ausreichen. Wenn, wie anzunehmen, die Entwicklung in Dithmarschen der in Hamburg nicht unähnlich war, so wäre es auch von dieser Seite her höchst unwahrscheinlich, dass der Lautwandel dort mehrere Jahrhunderte älter sein könnte als der hamburgische. Vgl. S[eelmann], Nd. Korr. 32, 96.

[1]) S. auch Beitr. 36, 561. Bei Chyträus Umlaut, z. B. *dŏrp, sŭnne* und natürlich *sŏne.*

[2]) Vgl. Kück S. 266. Neben ländlichem *dörp* steht das stadtlüneburgische *dorp.* S. noch *Bardorp* Bergedorf. Zur Ausbreitung von *dörp* s. Wrede, Anz. 20, 355.

[3]) Br. Daetri, Arithmetica, Dat ys Ein nye Rekens Boeck. 1602.

broch(t) < *bröch(t)*[1] brachte. *bȍsn̥*[2] Bürsten. *üm* > *um*, *kümt* > *kumt* usw. Der Wandel ist jung, noch im Werden, so dass er zunächst nur eine beschränkte Zahl von Wörtern ergriffen hat, die man gelegentlich z. T. auch noch in umgelauteter Form hören kann. Hier bereitet sich anscheinend ein Lautübergang vor, der weiter im Westen, in Bremen und der Wesergegend (Unterweser, Bremen, Oldenburg: Zahrenhusen § 129 A.), beträchtlich älter und folgerichtig durchgeführt ist. Dort heisst es *sund, ummer, dusse, sulver, brugge, ruggen, plunn, frunt, hulpe, druppen, twuschen, suster, sos, ronnen, gorte* (Hbg. *sünt*, usw.). Für die Altersbestimmung dort ist die Tatsache von Bedeutung, dass das Brem. Wb. (1767 ff.) die Entpalatalisierung schon voraussetzt.

Ganz fest ist dagegen in Hbg. der analogische Umlaut mit flexivischer Bedeutung: *vöia* Wörter, *blöda* Blätter (zu *blat blåda*, mit Umlaut > *ö* nach § 6. Vgl. *nȍger* zu *nå*). Ueber den Umlaut im Verbum s. § 15.

Fehlender Umlaut in älteren Texten des 17. und 18. Jahrh. ist gewöhnlich durch Druckflüchtigkeit zu erklären. Im 17. Jahrh. schenkt man auch als Nachklang der mnd. Zeit dem Umlautzeichen noch nicht immer volle Beachtung.

§ 8. Vokale der Nebensilben. 1. Apokopierung. Das Hamburgische gehört heute zu den apokopierenden Mundarten. Wann trat die Apokopierung ein? Die archaisierende Schreibung wird, vollends in Dichtungen, wo das rhythmische Bedürfnis auschlaggebend ist, den Stand der Entwicklung nicht immer klar spiegeln. Wir sehen hier von den ältesten Spuren in der mnd. Zeit (Mnd. Gramm. § 216) ab. Im benachbarten Mecklenburg macht nach Seelmann, Mnd. Fastnachtspiele S. 72, der Fortfall der tonlosen End-*e* zwischen 1550 und 1640 Fortschritte. Aber das Mecklenburgische geht wohl hier in der Entwicklung voran. Anfang des 19. Jahrh. bemängelt Dietz in den schon öfter erwähnten Bemerkungen zu Richeys Dialectologia (Nd. Jb. 20, 125), dass Richey „des stummen *e*“ nicht gedacht hat, das in Mecklenburg am Ende weit weniger als in Hbg. oder vielmehr gar nicht gehört werde. Zu dieser Angabe für Hamburg kommt Dietz wohl nicht nur durch Richeys Schreibung, deren konservativen Charakter wir schon hervorhoben; denn seine sonstigen Bemerkungen verraten eigene Kenntnis des Hamburgischen. Dennoch weisen gewisse Kennzeichen darauf hin, dass die Anfänge der Apokopierung hier doch schon ziemlich weit zurückliegen: Aus den in § 11 angeführten Tatsachen ergibt sich, dass sie älter sind als der Uebergang von inlautendem *v* > *b*, der sich seit dem Anfang des 18. Jahrh. in Spuren belegen lässt. Der durch die Apokopierung in den Auslaut getretene Labial ist aber bis in die neuere Zeit nicht stimmlos, wie alter Auslautskonsonant, sondern bewahrt stimmhaften Charakter. Danach ist auch zu schliessen, dass das zwar nicht scharf, aber doch spirantisch gesprochene *g* nach der Apokopierung den alten Lautwert

[1]) Dagegen gehören die Verben *fung, hung* usw. nicht hierher. Vgl. zu diesen § 15.

[2]) *Hambȍrger* (18. Jahrh.) > *Hamboaga* kann Anlehnung an die Grundform sein.

noch bewahrt hat. Ist diese Annahme richtig, so muss man (s. § 13) die Apokopierung auch vor die Zeit des Uebergangs vom Spiranten zum Verschlusslaut *g* setzen. Noch weiter hinauf scheint die Beobachtung der Feminin-Flexion zu führen. Seit Ende des 17. Jahrh. zeigt die schwache Femininflexion Spuren der Zerrüttung. Neben (1675) Gen. *der Kåken*, Acc. *de Kåke* steht 1689 der Dativ *der Kåeck*, der doch wohl im Anschluss an den endungslosen Nom. *Kôk* < *Kôke* entstanden sein muss. Dieser Dativ steht nicht vereinzelt. Weitere Beispiele s. § 16, 3. Und die durch solche theoretischen Erwägungen gewonnene Zeit, Ende des 17. Jahrh., für das Vordringen der Apokopierung bestätigt sich durch die Vergleichung eines Gedichtes von 1675 mit dem Neudruck 1704, der eine Anzahl *e* beseitigt: 1675: *Frowe*: 1704: *Frow wol* (an anderer Stelle auch *Frowe*); *Gretje*, aber *Gretj håt*, *de Leeve* : *Leev*; *waarde* : *waard een*; *hadde* : *hadd et*; *er Dage* : *er Levdag*; *Erden* : *Erd man*; so dass wir um die Wende des 17. und 18. Jahrh. wohl schon mit weitgehender Apokopierung rechnen können. Dem entsprechen Formen wie *Bursta* (> *stade*), die Behandlung von *-ede* (§ 14, 2). Abfall von *e* ist ferner vorauszusetzen für die Entstehung von *wull*, *muss* (wollte, musste) und andern Verben der gleichen Art (§ 15). Diese Formen stehen, wenn auch nicht unbestritten, schon seit 1640. 1672 apostrophiert noch *had'*, aber daneben *Schåpp* Schränke. 1702 *Braed. en måre Braed* 1703. *Kick*, *Meut*, die Endung *-ung*, *glåv* und namentlich Verbformen wie *mug*, *kåm*, *wår*, *kun*, *wul* im Prosatext 1724. *Nicht*, *Nås*, *glåf*, *mien Dag* 1737 (Prosa). *Hües*, *Lüd*, *Föet*, *Kûnst*, *scheep* 1739 (Prosa) usw. Bezeichnend sind auch die Namensformen *Ev* 1701, *Ann Liesk* 1707, *Gretj* 1707, *Gret* 1744.

Wenn nun mit diesem Resultat Dietz' oben angeführte Beobachtung[1]) nicht zusammenzustimmen scheint, so ist daran zu erinnern, wie wir überall und zu allen Zeiten das Zusammenprallen der neuen Entwicklung mit den konservativen, die Tradition wahrenden Elementen beobachteten. Diese mögen weit länger an den alten Vollformen festgehalten haben. Es ist auch anzunehmen, dass *e* zeitlich verschieden in bestimmter Stellung ausfiel, nach Nasal oder Liquida wohl schon zu Ende der mnd. Zeit, in der Stellung vor Vokal früher als vor Konsonant: Daetri: *Acht Elen, achte Penning. Håll un Hufen* 1703. Und auch hierdurch wird sich die Verschiedenheit der Darstellung wie Dietz' Auffassung erklären können.

2. Synkopierung. Synkopierung des *e* in unbetonter Verbalendung s. § 14. 15.

Wie sehr die Langformen nur der Schreibung angehören, zeigt ein Infinitiv *verstaanen* verstehen 1705 oder ein Nominativ wie *eenen Brögam* 1707.

In ursprünglich offenen Vorton- und Mittelsilben schwand der unbetonte Vokal neben Nasal oder Liquida: *wrum* warum 1775. 76. *blaŋ* < *bilangen*, *treχ*, *trüχ*. Namentlich in Fremdwörtern: *klör*, *klēna* (Kalender: *Clenners* „Hbg. Utrop"), *klûn* (Kaldaunen), *krintn* (Korinthen), *pråt* (parat), *akråt* (akkrat 1739). — *Carna* < *Carmina* sehr oft in den alten Hochzeitsgedichten.

3. Ein Zwischenvokal findet sich häufig zwischen zwei Liquiden oder zwischen Nasal und Liquida bei gedehntem Stammvokal: *Deeren, Keerel, geeren*, *Erenst* 1656, *erenstlyck* 1681.

---

[1]) Bärmann stellt „Sülwern Book" S. 48 *de Schaap, de Daag, de Haar, de Deew, de Tåhn* den hd. Pluralen auf *e* gegenüber.

§ 9. Einzelne Nebensilben. 1. *ge-*. Das Part. Prät. wird im heutigen Hbg. ohne Vorsilbe *ge-* oder *e-* gebildet. Dieser Zustand bestand wohl schon in mnd. Zeit, wo er jedoch durch die schriftsprachliche Bevorzugung des Präfixes verdeckt scheint. In den ältesten Texten fehlt *ge-* häufiger als in den jüngeren (Mnd. Grm. S. 162. 12). Im Stadtrecht um 1300 haben wir vielfach, wenn auch nicht ausschliesslich, Formen ohne *ge-*, 1497 unter Einfluss der Schriftsprache vielfach, wenn auch nicht durchgehend, Formen mit *ge-*. *ge-* wird auch in der neuen Periode entsprechend ihrem überlieferungstreuen Charakter nicht gleich aufgegeben. Dabei ist für den Gebrauch der Vorsilbe in Dichtungen das Versmass durchaus nicht ausschlaggebend, zuweilen steht *ge-* direkt gegen das Versmass, und Formen wie *gdrůckt* 1688, *gseth, ghawn* 1656 bestätigen, dass das Metrum nicht massgebend sein kann. Ebenso braucht Lambeck in einer Gegenüberstellung der Sprech- und Schreibformen (Nd. Jb. 18, 128) die für das Nd. unmöglichen Formen *gschlagn, ghångd*. Der Gegensatz zwischen diesen und den Partizipien *kamen, geven* zeigt, dass selbst diese Aufstellung der Sprechformen hd. Vorbildern entnommen ist. Dass er demgemäss selber stets *ge-* schreibt, kann nicht wunder nehmen. Auch in jüngeren Prosatexten findet sich *ge-*, z. B. noch im Kindertreckdiscours 1724 neben präfixlosen Formen. Dagegen haben die volkstümlich gedachten [1]) Stücke im „Menschenfreund" 1737 ff. (einem Ochsenhändler zugeschrieben) kein *ge-*. Im Einklang damit stellt Richey S. 399 fest, dass das Partizip ohne *ge-* gebildet wird. Vgl. S. 402 ff. *west wesen, hatt, wullt, schullt, drőft.* Allmählich treten dann auch in andern Texten die erborgten Präfixbildungen zurück in dem Masse, wie die Mundart sich von der alten Ueberlieferung freier macht.

Während wir im Mnd. beobachten, dass durch Systemzwang die Partizipien in starkem Verhältnis das Präfix annehmen, zeigt sich gleichzeitig, dass das abseitsstehende Nomen sich diesem Zwange mehr entzieht. Das umgekehrte Verhältnis hat heute stattgefunden. Eine grosse Anzahl von Substantiven wird mit *ge-* gebildet, die es früher nicht hatte. Es handelt sich z. T. um Abstrakta, die sich dem Inhalt nach leicht mit hd. Wörtern berühren (*gəzelšaf*) oder um Kollektivbildungen von Verben, *gəbăla* zu *bălan*, *gəbabḷ* Geschwätz (vgl. Richey: *Gegrőhl, Gejőle*). Auch in gewissen Verben, *gənêtṇ, gəschên*, ist die präfigierte Form üblich geworden. Gern erscheint *g*(*ə*)- namentlich in Wörtern wie *glîk, g*(*e*)*nog* [2]) (auch jetzt *gənôχ*); neben *wis wisse* tritt namentlich in neuerer Zeit *gewis*. Sicher ist *glöibṃ* Glauben durch das hd. Wort beeinflusst. In älterer Zeit wechselt *g*(*e*)*lőft* noch mit *lőft.* [3]) Wörter, die Richey noch ohne *ge-* angibt, haben heute die Vorsilbe: S. 398 *Wand, Richt, Sellschop, noog, Sundborn*, S. 392 *Lid, lyk, lőven, lůkken, noog*, S. 172 *nau*, S. 78: *good schehn, latet man good schehn* usw. Noch

[1]) Auch in „Teweschen Hochtit" stehen die Formen ohne *ge-*.

[2]) *g(e)nog* 1653. 1654. 1656; *gelik, noog* 1689. 1703: *noog. glik* 1654. 1656. 1688. 1704. 1733. 1750; *lyk(e)* 1704. 1709.

[3]) 1686. 1689 *lőef*; 1705 *loof*; 1686 *glővet*; 1700 *glőv*; 1705 *gloof*; 1750. 1776 *glőv.* Im „Menschenfreund" 1737 (s. o.) steht *ge-* nur in *glőf* und *genog.*

Schütze setzt *Lag* neben *Gelag*, *ringe*, *wicht*, gibt zu *Geduld* die holst. Form *Duld*, *Dür* usw. Auch heute noch ist der Umfang der *ge*-Bildungen nicht so gross wie im Hd. Reste ohne *ge*- wie *viñ*, (doch auch schon *gəviñ*), *maklich* usw. deuten noch auf die alte Verteilung.

Das Bremische Wörterbuch nennt *ge*- zwar „die sehr gewöhnliche Verlängerungssilbe", braucht aber vielfach Doppelformen mit und ohne *ge*: *Bot*, aber *Gebot* im kirchlichen Sinne, *Brek* Gebrechen, *neten geneten*, *noog benögen nöge* und *Genöge*, *Limpe* Glimpf usw.

2a. Die schwere Nachsilbe *-inge* erhält sich zunächst im 17. Jahrh. in der aus dem Mnd. bekannten Flexionsweise gegenüber der schon seit dem 16. Jahrh. vordringenden Endung *-ung*. *-inge* brauchen z. B. Wolder, Lambeck, Vogt. Daneben aber schon: *menung* 1654. 1656. *Schlachtung* 1653. *Nårung*, *Haapnung* 1638, bis *-ung* schliesslich den Sieg davon trägt. Aber noch 1743 in der nd. Ausgabe des Kannengehter *-ing*.

In einer Reihe von Wörtern, meist wohl solchen, die der Wasserkante besonders eigen sind oder wie Münzbezeichnungen sich im häufigen volkstümlichen Gebrauch eine besondere Stelle sicherten, wird *-inge* > *-n*.[1]) Herstellungen unter hd. Einfluss sind besonders bei den vielen Abstrakten, die diese Gruppe enthält, verständlich. Anschluss einiger Maskulina auf *-inc* an die genannten *inge*-Formen erklärt sich aus dem Plural *-inge*.

I. *-ninge*: Durch Dissimilation > *nige* (so gelegentlich im 17. Jahrh.; bewahrt in bremisch *dunnje* Schläfe, hbg. *düñ*) > *nj* > *n*. *Perzeñ*[2]) < *Persenninge*; *düñ* < *dünninge*[3]), *rękŋ* Rechnung. Aus der Pluralform *penninge*: *peñ*. Vgl. Nd. Korr. 28, 41.

II. a) *-inge*. Neben andern Konsonanten als *n* blieb der Nasal: *büklinge* > *bükln*, danach Sing. *bükl*, *bŭkəl*; *schillinge* > *šiln*; *söslinge* > *zösln* > *zösn* > *zosn*; *weteringe* (Abzugsgraben) > *vetan*. — Dagegen *lünink* > *lüŋk* (Sperling).

b) Eine entsprechende Reduktion findet in den Silben *-nisse*, *-isch* statt: *warmenisse* > (*warmes* 1689) *vaams* (jetzt selten). *Kenns* (Bekanntschaft) < *Kenn(t)nisse* verzeichnet Richey S. 400. — *fünš*, *spitš*, *krütš* < *krüdisch*; *herš* aus *her(r)isch*. Vgl. Richey S. 400.

c) Als gekürzte Endung gibt Richey auch *-lik* an, *môgelck*, *degelck*. Vgl. schon die mnd. Verkürzungen im gleichen Sinne. Heute hat *lik* die Form *lich*. Nach Walther sprach man in den 60er Jahren *lik*, *lich* und *li*. Letzterer, jetzt in der Stadt geschwundener, Endung prophezeite er den Sieg im Anschluss an K. Groths Platt.

d) Die Nachsilbe *-schop* ist im Laufe des 19. Jahrh. durch *šaf(t)* ersetzt.

II. Konsonantische Erscheinungen.

§ 10. Die älteren Doppelkonsonanten *tt*, *kk*, *pp* wandeln sich vor den Endungen *ər* (*a*) *ən əl* > stimmlosen unaspirierten Lenes, auch wohl zu stimmhaften Medien, ein Wandel, den das Hamburgische mit vielen anderen benachbarten Mundarten teilt.[4]) Die Schwierigkeit, diesen Laut zu erfassen, erklärt die in verschiedenem Sinne durcheinander gehenden Schreibungen, von denen man doch allgemein sagen kann, dass entsprechend dem Charakter der Lenis und Media eine Schreibung mit *b d g* überwiegt. Geschrieben wird *Buttel* und *Buddel*, *schidderich* und *schitterich*, *kladdern* und *klattern*, *Botter* und *Bodder*[5]) (dagegen bleibt *dd*, das sich ja, s. § 14, 3, nach

[1]) Entsprechende Entwicklungen in Glückstadt, Horneburg, Altengamme, Finkenwärder u. a.

[2]) „Persennings oder Persenn, as wi seggen dehn" berichtet ein Einsender zum Hamburger Wörterbuch.

[3]) *dünninge*, von anderer Herkunft, ist schon mnd. mit den Wörtern auf *-inge* zusammengefallen und ihnen gleich entwickelt.

[4]) Z. B.: Horneburg, Zahrenhusen S. 16; Glückstadt, Nd. Jb. 18, S. 87, auch 20, S. 7; Dithmarschen, Kohbrok S. 65, sowie die Beispiele § 46, 3. 47, 2. 49, 2. 50, 2a; Oldenburg, Nd. Jb. 30, S. 44, Beispiele S. 43. 44; Emsland, Schönhoff § 177. 178.

[5]) Eine Altonaer Fischfrau wies im Gespräch auf beide Formen bei diesem Wort hin.



anderer Richtung entwickelte), *treggen troggen* und *trecken trocken*, *licken lecken* und *liggen leggen*, *Placken* und *Plaggen*, *Probben* für *Proppen*. Seltener ist *heppen*, *grappeln* für *hebben*, *grabbeln*; *lüdden*, *Schoddel*, *schöne widde Bohn* braucht H. Schacht (1817—63).

Auch einfacher Konsonant wird gelegentlich in dieser Richtung verändert: Walther schreibt noch *natel*, heute heisst es *nådḷ*. *Grubensupp*, *rieden*, *splieden* für *rîtn̥*, *splîtn̥* z. B. bei H. Schacht.

Die Erweichung ist im 18. (vereinzelt im 17.) Jahrh. schon zu beobachten. Richey schreibt *Klatter-* und *Kladder-Kat* 118. 120; *keddeln it. ketteln* (kitzeln) 112, und wenn er 391 auch *kerreln* angibt, so zeigt das, dass der Wandel nicht ganz neu sein kann. Vgl. *keddelhaarig* 1739 Menschenfreund, *keddelt* (Alardus) 1741, *kiddelt* Röding 1775.[1]) *sedden* steht schon in der nd. Uebersetzung des Kannengehter 1743 und vom Infinitiv abgeleitet *sedde* 1744.

§ 11. Labiale. Mnd. inl. *-v-*, intervokalisch oder zwischen Konsonant und Vokal ist (nicht nur wie auf dem weiteren nd. Gebiete in der Verbindung *-ven*, sondern auch vor *-e*, *-er*, *-el* usw.) > *b* geworden,[2]) *stệbəl*, *ȫbɐ*, *halbə*, *zülbɐ*. Mnd. Gram. § 298 A. habe ich die Entwicklung *v* > *b* aus Mangel an Belegen noch nicht näher bestimmen können. *b* zeigt sich jedoch, wie ich hier berichtigen möchte, im ostfälischen Gebiet schon seit dem 15. Jahrh. In Duderstadt seit 1443; Münden 1467: *abend*, *tabernen*. In Wülfinghausen[3]) wird 1553 durchgängig *Honnober* (Hannover) geschrieben, auch *warbinge*, *der perde halben*. Der Hildesheimer Oldecop[4]) schreibt im 16. Jahrh. z. B. *obersten*, *groben*, in Braunschweig[5]) heisst es 1468 *obervormunder* (gleichzeitige Niederschrift?), 1595 *kalbesleber*. Für das nordnds. Gebiet fehlen mir bisher die Belege aus mnd. Zeit, doch zeigt die relative Chronologie, dass der vollendete Uebergang jünger ist als die Apokopierung, da neben *Brêf* der Plural *Brêv*, nicht *Brêb*, steht, *hof* und *höv*; *farɐ* aber *faɐbm̥*, *hûv* Haube. Nimmt man (s. aber *stîf* und *stîbm̥* steif, steifen) Beeinflussung durch den Sing. an, so fällt dieser Einwand doch bei *Elv* Elbe fort. Der Genitiv Sing. m., Dat. Plur. m., wo *v* allerdings im Inlaut steht, wird kaum gebraucht und konnte daher gegenüber Nom. und Akk. Plur. nicht wirksam sein. Dagegen *stîf stîbm̥*, *faɐbm̥*, weil hier die konsonantische Endung der schwachen Deklination in allen Fällen gegenüber dem Nom. Sing. häufig ist. Ebenso können sich *šrîv šrệbm̥* schreibe geschrieben nebeneinander entwickeln.[6]) Wenn auch bedeutend später als im Ostfälischen, so lassen sich doch seit Beginn des 18. Jahrh.[7]) die Spuren dieses Uebergangs auch in Hamburg zeigen.

[1]) Vgl. ndl. die jüngere dialektische Nebenform *kiddeln* (v. Wijk, Ndl. Woordenboek S. 310).

[2]) *v* > *ƀ* (*b*) inl. auch in Glückstadt, Nd. Jb. 20, 15. S. aber dazu 18, 84. Dithmarschen bewahrt Spirans, labiodental *ƀ v* Kohbrok § 52, 7 (nur *ven* > *m*). Im Lüneburgischen berichtet Kück S. 255 von der Neigung des *v* in den Verschlusslaut *b* überzugehen, Schwanken von Dorf zu Dorf, ja innerhalb eines Dorfes. Hier ist also ein beträchtlich jüngerer Uebergang als in Hamburg, wo er lange abgeschlossen ist. Ueber Bremen s. Heymann S. 54.

[3]) Z. d. hist. Ver. f. Nds. 1891, Rechnungen des Klosters W., S. 257 ff.

[4]) Bibl. d. Stuttg. Lit. Vereins, Bd. 190.

[5]) Nd. Jb. 43, S. 77, 73.

[6]) Allerdings auch *Breewe* und *Wulwe* in Bremen, wo Apokopierung nicht stattfand. Systemzwang ist schlecht anzunehmen gegenüber *stief*, *stieben*.

[7]) *Sylben* bei Lambeck ist sicher hd. *garbe Rölck* in der „Krudtlade" 1616 ist nicht nd.

1708, 1716, 1732 in den Wörtern ***hebeln***,[1]) ***Hebeley***; im Kindertreckdiscours von 1724 (Nd. Jb. 9, 77 ff.) *ingeben*, *geben*, *halben*, *eben*; *lebendig*, *Abend* 1725 („Patriot"); *eben*, *Abend*, *Knebelbaart* 1739 („Menschenfreund"); *ehrenhalber* (Alardus) 1741; 1746 *baben*, *aebers*, *lo̊ben*, *to̊ben*, *åbel*, *åber*. 1750 hat der „Moralisierende Kröger" *b* durchgeführt. Das Wort *Hebeln* kann, was besonders wichtig für die Beurteilung ist, sein *b* nicht dem hd. danken. Im ganzen sind die Beispiele im 1. Teil des 18. Jahrh. noch recht vereinzelt, aber bei dem konservativen Charakter der Orthographie dürfen wir in diesen versprengten Formen um so bedeutungsvollere Hinweise auf die gesprochene Sprache sehen. In diesem besonderen Falle erklärt sich wohl die Seltenheit der neuen Form auch damit, dass zunächst kein *b*, sondern auch der bilabiale Spirant mit sehr enger Mundöffnung *ƀ*, der heute noch in manchen Dialekten bestehende Zwischenlaut zwischen *b* und *w* entstand, gegen dessen nicht ausgesprochenen Charakter die alte Schreibung nicht verstiess, vollends nicht in einer Zeit, in der auf Einheit von Aussprache und Schreibung wenig Gewicht gelegt wurde, in der die archaisierende und allgemein überbrückende Tendenz immer wieder zum Durchbruch kam. Mielck gibt gelegentlich an: „Inl. nd. *w* (richtiger *ƀ* bez. *v*) entspricht hd. *b*." Noch v. Döhren, selbst Bärmann noch schreibt *v*, *w*, aber doch begegnet bei v. D. auch vereinzeltes *Oeberfloot* (S. 122), *o̊ber* 124 und Bärmanns *Fawryk* (S. 167) weist doch durch umgekehrte Schreibung wohl auch auf die Umsetzung. Drehorgellieder aus der 1. Hälfte des 19. Jahrh. haben nur *b*. — Auch das Bremische Wörterbuch bleibt bei der alten Schreibung, nur gelegentlich *klöben*. Wie noch bei Brem. Schriftstellern des 19. Jahrh. *w* und *b* durcheinander gehen, zeigt Heymann S. 54. — Reiner Verschlusslaut ist wohl erst jung. Walther hat (anscheinend Anfang der 60er Jahre) in sein Handexemplar von Richeys Wb. zu dessen Angaben S. 389 die Bemerkung gefügt: „In der Mitte verhärtet sich dies *v* (ob durch Einfluss des Hd.?) oft zu *b*, also *Wyf*, Pl. *Wyver* und *Wyber*", wobei *Wyver* vielleicht auf Gewährsleute mit mecklenburgischer Aussprache zurückgehen kann. In seinen Sammlungen zum Hbg. Wörterbuch findet sich nicht selten der Buchstabe *v* durchstrichen und darüber *b*, auch umgekehrt, was vielleicht neben *ƀ* auf den oben erwähnten Zwischenlaut weist. Jetzt ist der Verschlusslaut völlig durchgedrungen.

---

[1]) Auffallend ist die Neigung zu *b* in diesem Wort neben gleichzeitigem *v* in andern Wörtern. Nicht nur dass es zu frühst mit *b* entgegentritt, auch Richey hat *hebeln* und seine Ableitungen in der 1. und 2. Auflage, während er sonst *v* braucht. Ist hier vor *l* eine besondere Entwicklung? (Man vgl. das Nebeneinander von *ww* und *bb* vor *l*: Altmärk. *hiwweln*, *hibbeln*. Im Westmecklenburgischen ist $v > b$, ausser vor *-en*, in der Stadtmundart namentlich vor *l* eingetreten, s. Kolz, Das Lautsystem der hauptton. Silben, S. 120. Auch im Brem. Wb., das *v* festhält, doch *kabeling* neben *kaveling*.) An eine sekundäre Anlehnung an ein Wort mit altem *bb* wie *hebbelik* ist kaum zu denken. Andrerseits gibt noch Bärmann in verallgemeinernder Tendenz seinem Buche den Titel „Ho̊o̊g- un Häwel-Book".

§ 12. *k. -tk- > -tj-.* Im hbg. Dialekt entwickelte sich aus einem mnd. *pütker, lütke, Gretke* : *pütja* (*pütša*), *lütj lüt, Grêtj* mit Wandel des Verschlusslautes hinter dem dentalen *t* zum palatalen Spiranten, ein Uebergang, der wieder über ein weiteres Gebiet reicht. Nicht nur die Nordseeküste, auch Ostfalen[1]) kennt ihn. *Haagpütjen Buren* 1675 (Lied auf die Schlacht an der Conzer Brücke). Ein hannoversches Gedicht schreibt 1735 (Nd. Jb. 36, 100) *Puhtjens.* Aus Göttingen-Grubenhagen bucht Schambach *snidjer* einer der gern schnitzelt, *snidjen, metjensomer*; in Cattenstedt sammelt Damköhler Nd. Jb. 32, 132f. nicht nur Deminutivendungen *-tjen, bretjen, betjen,* usw., *flitje* (und *flitke*), noch interessanter sind die Verbalableitungen *schnitjen* (mnd. *sniddeken*), *kârtjen* Karten spielen. Flemes bringt aus Kalenberg-Hannover[2]) *lüttje, Nöttjenkriut, püttjerich, Sommermetje* (s. noch *Lönjes* Sperling). Im Platt des Heidjers kennt Kück 273 *lütje* in Deutsch-Evern.[3])

Auch dieser Uebergang ist bis in den Ausgang der mnd. Zeit zurückzuverfolgen. Für Braunschweig belegt Schütte, Nd. Jb. 43, 78, *pottier* schon 1587.[4]) Dementsprechend steht in Hbg. Texten *j* schon in den ältesten freieren Aufzeichnungen. Schon 1640 *hartjens*, aber *Seleckens*, so dass wir den Wandel hier wohl kaum viel später als im Ostfälischen anzusetzen haben. Der lange Kampf zwischen der neuen Form und der Ueberlieferung ist in diesem Falle um so eher verständlich, als hier die Analogie der Endungen *-ken, -ker, -ke* nach andern als dentalen Lauten die Tradition stützt. Auch sind gerade bei Deminutiven immer wieder selbständige Neubildungen möglich. In der Tat geht die Deminutivbildung bei einigen Wörtern heute in anderer Richtung als früher (s. u. S. 30). Daher konkurrierten wohl auch verschiedene Formen; so verzeichnet Richey gegenüber Dithm. *Kluntje* : *Klůntsken* mit dem eingeschobenen *s*, das die Mundart sonst hinter Guttural kennt (*Stůckschen*). Durch diese verschiedenen Einflüsse erklärt sich das lange Schwanken, ehe die Darstellung fest wird: 1645 wieder *Mundken, Hartken,* 1653 *lütjen,* 1654 wiederum altes *k* so gut in *Gretk* wie in *Bôtker,* 1656 *lůtk,* aber in zwei anderen Texten dieses Jahres: *betjen* und *Antjen* Entchen. (Im gleichen Jahr auch *Ancken* Aennchen noch ohne dentalen Verschlusslaut und demgemäss mit *k*.) 1657 a: *lůtken,* b: *Gôetjen.* Von nun an sind die Belege häufiger: 1675: *Betjen, Gretje,* 1681: *Betjen,* 1686 a: *Schnitjer, Letjen beetjen* und mit weiterer Uebertragung *Pôpjen,* 1686 b: *beytjen Gretje* und mit dentalem Einschub und entsprechender Entwicklung *Antje.* 1689: *Kåttyen* Kätzchen usw. 1705 a: *Bruetjen, Nichtjens, Antj, lůtjen,* aber 1705 *lůtken.* Wieder finden sich im 18. Jahrh. im Streben

---

[1]) Wrede, Deutsche Dialektgeographie I, 93. 94.

[2]) Hannov. Geschichtsbl. 20.

[3]) Weitere Belege aus Glückstadt, Bernhardt § 47, 4; Dithmarschen *tke(n)* > *dš*, Kohbrok § 48. Im Idioticon Dithmarsicum (bei Richey S. 405—430) z. B. *Kluntje, Dôtje, Klůtjens.* Bremen *pootjen, Trientjen,* auch *koppien* mit Uebertragung, Heymann S. 41, usw.

[4]) Um dieselbe Zeit etwa ist die mecklenburg. Assimilation *hartken* > *harten* zu beobachten. Siehe Z. f. d. Mundarten 1912, 166 ff.

nach dem Seltneren, Fremden zahlreiche *k*. Selbst Richey schreibt *Metken-Sommers, al. Sommer-Mettjens.* Doch auch *Slammatje, Pûttjer, Pûttjen* usw. Dass diese Reste des *k* nur orthographisch sind, zeigt seine Bemerknng zu dem Stichwort *lûttk*: „Unsere Mund-Ahrt verändert das *k* gern in *j*, und also sagen wir *eene lütje Deern.*" Entsprechend gibt er in der Dialektologie an, dass neben *Ahlke, Trynke, Broerken, Hûsken* ... die Formen *Hartjen, betjen, Kindjen,*[1]) *Kleedjen* und auch mit jüngerem *t* nach Dental *Manntjen, Hôhntjen,*[1]) *Dochtertjen, Sanntje, Steentjen*[1]) usw. stehen. Eine im 18. Jahrh. angefertigte Abschrift der Brauerknechterolle setzt charakteristisch die neue Form *bôtgers* ein.[2]) Eine Uebertragung auf Wörter mit anderem als dentalem Auslaut hat also so gut wie nie stattgefunden. Nach dentalem Nasal hat der dentale Verschluss als Uebergangslaut in derselben Weise gewirkt.

Auch assimilierte Formen *Nichten* < *Nichtjen* finde ich schon 1723, 1737. Wie das Mecklenburgische Formen der Nachbardialekte übernimmt (*Artjen, lütje* in Kohfeldts Sammlung[3]) Nr. 16, 1715, *Föhtjens* Nr. 21 usw.), so könnten umgekehrt diese Bildungen von dort eingedrungen sein. Doch ist auch darauf hinzuweisen, dass diese Assimilation im 19. Jahrh. zu beobachten ist in *nichten, mütten* (18. Jahrh. *Mütjen*) in *mettensommer, klüten*, sowie stets in *beten, bitten. Lüttmaid* schon 18. Jahrh.

Wrede hat „Deutsche Dialektgeographie" I, 81 *je, tje* als letzten Rest der einst in diesen Gegenden viel weiter verbreiteten Palatalisierung des *k* erklärt und geht zu diesem Ziele (S. 82) von der Deminutivendung *-kîn* (nicht *-ko, -ke*) aus. „*kîn* musste sich fries. über *-tjīn* und *tjen* zu *-tje* entwickeln mit dem *-n*-Abfall, wie er noch heute nordndl. ist." Die Deminutivendung habe an der sonst durchgeführten Ersetzung von *-e* durch pd. *-en* nicht teilgenommen. Dass Wrede diese Erklärung, die er bei Besprechung der ofries. Verhältnisse vorträgt, auch auf unser Gebiet (und das ofäl. S. 93) übernimmt, erweist seine Angabe S. 91, „es zeigt sich in *betjen* wiederum nach deutschem Muster restituiertes *n*, während hbg. Namen wie *Antje, Ātje, Tētje* konservativ an dem fries. *n*-Abfall festhalten."

Die oben mitgeteilten Beispiele zeigen, dass man von andern Voraussetzungen auszugehen hat. Denn die Palatalisierung des *k* findet nicht unabhängig vom vorhergehenden Konsonanten allein in der Deminutivendung statt, sondern sie trifft ohne Rücksicht auf den folgenden Vokal alle *k*, die hinter *t* stehen. Die Annahme einer Uebertragung von den Deminutiven her ist auch nicht statthaft; denn die Deminutivendung erscheint durchaus nicht früher als die *-tj-* in anderer Stellung. Ist doch sogar zufällig das älteste mir z. Z. bekannte Beispiel das braunschweigische *pottier* < *potteker* (Hbg. *pütja*) 1587. Die hbg. Beispiele bestätigen dies: *lütje* 1653, *Schnitjer* 1686

---

[1]) Später durch Neubildungen mit (*e*)*ken* ersetzt. Nd. Korr. 4, 63.

[2]) Z. d. V. f. Hbg. Gesch. 6, 539.

[3]) Plattdeutsche mecklenburg. Hochzeitsgedichte aus dem 17. und 18. Jahrh. Rostock 1708.

stehen genau so in der zeitlichen Entwicklung wie die gleichzeitigen Deminutive. Ein Text von 1654, der *Bo̊tker* schreibt, hat ebenso *Gretk*, und neben *Schnitjer* 1686 steht *Leedjen, beetjen.* Hier sei auch auf die Verbalableitungen wie *schnitjen* < *sniddeken* hingewiesen. Weiter spricht, wie erwähnt, die strenge Scheidung von *k* und *j* rein nach dem vorhergehenden Konsonanten gegen Wredes Auffassung. 1689 *Pårken, Jåhrken,* aber *Kåttyen*; 1703 *Peerdjen, Mådyens*[1]), *beetyen, Fåtyen* : *No̊ncken*; 1705 *Papaaken, stillkens, alleenkens, Stůckschen* < *Stůcksken*,[2]) *Lamckens, Liessk,* aber *Praatchen, Nichtjens, Antj, důttjen, Bruetjen.* Ganz vereinzelt ist Uebertragung auf andere Konsonanten. Das einzige mir bekannte *Po̊pjen* 1686 war schon oben erwähnt. 1734 *Wůlkjen* ist anders zu beurteilen.

In dem Deminutivausgang *-s* bei Namen ist nicht holländisch-friesischer Einfluß zu sehen, sondern einfache Fortsetzung der mnd. Endung *-ke.* *-tke* > *-je* wie *-tken* > *-tjen, -tker* > *-tjer* usw.

Die Endung *-je* ist neuerdings von den Eigennamen über die Personenbezeichnungen fort (*ôltjə* Alterchen; auch *sotjə* Schornsteinfeger? oder < *sotjer* wie *hôtjə [hôtšə]* < *hôtker*? [3]) S. Nd. Korr. 4, 63), auch auf andere Ableitungen übertragen, *dûntjə* (Maskulinum!), *prûntjə, klôntjə* und viele andere kleine Dinge, die Lust und Behagen schaffen, namentlich auch in der Sprache der Jugend, *boltjə, kîntjə* (Bonbon), *grintjəs, kitjəs* beim Marmelspiel. *keirtje* für ‘Spass’ braucht Ilse Frapan. Manche dieser Wörter sind an der ganzen Wasserkante gebräuchlich und kaum hbg. Bildungen wie *dôntjə.* *båntjə* (Anstellung), in der gleichen Bedeutung wie holl. *baantje*, mag vielleicht ein Fremdwort sein.

§ 13 *g.* Im Dunkeln liegt die Geschichte von *g*, dass im Hbg. jetzt Verschlusslaut ist im Anlaut, inlautend zwischen Vokal und in der Gemination, dagegen Spirant vor *t* und im Auslaut, auch im Auslaut, der erst durch Apokope entstand. Falls hier nicht eine neue Entwicklung im Anschluss an *g* im alten Auslaut (s. aber § 11) vorliegt, müsste danach die Entwicklung zum Verschlusslaut wenigstens inlautend jünger sein als die Apokopierung. Wann trat der Uebergang ein? Wie setzte er sich durch? War, wie anzunehmen, die Entwicklung im Inlaut verschieden von der im Anlaut? War hier wieder ein zeitlicher Unterschied, je nachdem palataler oder velarer Vokal folgte? Lambecks Regel, *ch* werde wie „ein gelinde *g*“ gesprochen, kann man bei seiner Abhängigkeit nicht heranziehen.

Den Weg weisen wohl die nächstbenachbarten Dialekte. Das Westmecklenburgische hat (Kolz, Das Lautsystem der haupttonigen Silben des westmecklenburg. Dialekts S. 124) Verschlusslaut erst im Anlaut und im Inlaut nur vor Nasal. In der Mundart des Dorfes Fahrenkrug in Holstein (Nd. Jb. 14, 56) wird anlautendes *g* als Verschlusslaut gesprochen, dagegen in der Landschaft noch häufig als χ. Danach kann der Uebergang hier nicht alt sein.

Bei der unveränderten Schreibung ist eine Entscheidung über das Alter des Lautwandels im Hbg. kaum möglich. Vielleicht ist eine umgekehrte Schreibung *guewelenn* Juwelen 1554 (Z. d. V. f. Hbg. Gesch. 8, 167) doch in diesem Zusammenhange zu werten. Danach wäre *g* damals spirantisch. Ebenso erscheint es in *reyyeren* 1619 (Mitt. d. Vereins f. Hbg. Gesch. 2, 7) und öfter. Wenn seit Mitte

---

1) Uebrigens wie *Mådkens* 1705 nur schriftlich, nicht der Mundart eigen.

2) So überall nach Guttural Einschub eines *s*, *sken* > *schen*: *Hänschen* (Bärmann), *Müüschen.* Vgl. Nd. Korr. 4, 62.

3) Vgl. *kvitjə, kvitšə* < *quitscher*? Nd. Korr. 29, 13. 19.

des 17. Jahrh. die alte Schreibung *gi* ihr[1]) fast völlig durch *ji* ersetzt wird, so kann dies darin begründet sein[2]), dass man eine Schreibung sucht, die sich mit der Aussprache besser deckt, weil eben anlautendes *g* nicht mehr Spirant war. Der daneben stehende Obliquus *jo* hätte allein vielleicht den Wandel in der Schreibung kaum bewirkt, standen doch *gi* und *juw* Jahrhunderte lang nebeneinander. Auch *gene, gümmer* werden nun mit *j* geschrieben.

Zur Frage nach der Bewahrung des inlautenden Spiranten sind die Wörter *weyeren* 1640 *weieren* Richey; *Teyelmeister* Ziegelmeister Lambeck 1633 *Teyffeld* Richey; *Seill* Segel 1700, *seilen* Richey; *Speil* Spiegel, Matthesons Tresespiel u. ö. jetzt *spêgl̥* wenigstens zu erwähnen. Doch werden hierin ältere Vorgänge zu sehen sein. Auch sind diese Wörter in gleicher Entwicklung weiter verbreitet. Falls *g* in *degen* neben *deien* (nach Uebergang *î[j] > ê*) gedeihen (Richey 386) lautlich zu erklären wäre, so würde sich dadurch der Wandel als jünger erweisen als der Uebergang *î(j) > ê*. Doch genügt ein einzelner Fall, bei dem wahrscheinlichere Erklärungsmöglichkeiten offen stehen, nicht zu so weitgehenden Schlüssen.

Gelegentliches *-tg-* für *-tj-* entspricht der hd. Orthographie und sagt für die Aussprache nichts aus.

§ 14. *d.* Wie sehr die Darstellung der gesprochenen Formen von äusseren Einflüssen abhängt, zeigt sich besonders auch in der Wiedergabe von *d*. Die Geschichte von *d* ist reich an Problemen. Ueberall bleiben ungelöste Fragen.

1. Die Entwicklung des inlautenden *d* zwischen Vokalen zeigt in der älteren Zeit kein einheitliches Bild. Heute ist *d* meist vorhanden, *gôdn̥, rôdn̥, fådn̥*, aber auch *fåm, infę̄m̄*. In den Texten des 17. und 18. Jahrh. wird *d* gewöhnlich geschrieben, doch fehlen auch Formen ohne Dental nicht ganz (1653 *Kleer* im Reim zu *verfehr*, 1688 *Kleeren* : *Heren*), die namentlich bei Reimbedürfnis der gröberen Sprache angepasst scheinen. Einen interessanten Einblick gibt das Lustspiel „Die lustige Hochzeit und dabey angestellte Bauren Masquerade“,[3]) wo Gretj den Sohn, der als Osdorper[4]) Bauer nur ‘goodt Bursk’ versteht, lehrt, ‘up städsk’ zu ‘schnacken’: „Wat up dem Dorp heet Broor, heet in de Stadt Heer Broder.“ Dieselbe Beobachtung findet sich fast 70 Jahre früher in „Teweschen Hochtit“,[5]) hier sogar mit Beziehung auf *dd* (< *d*): „Dat jy Leer heten, dat hete wy iner Stadt Ledder, ene Feer ene Fedder.“ Für spätere Zeit vgl. Richey 391. Die nächste bäuerliche Umgebung kannte also den Ausfall des *d*, das die konservative städtische Aussprache bewahrt hat.[6]) Es scheint mir aber wahrscheinlich, dass auch im städtischen Platt einmal der Schwund des *d* einsetzte, zunächst bei den unteren Klassen

---

[1]) *gi gy gie ghy* so stets bis 1654, vereinzelt 1657. 1686, im 18. Jahrh.; sonst seit 1656 *ji*. Zu beachten ist hier aber auch die Stellung vor *i*. Noch ein wenig früher *jy* in Teweschen Hochtit.

[2]) Falls es überhaupt örtlich zu bewerten ist. Auch in Kohfeldts mecklenburgischer Sammlung geht das *gy* der alten Zeit damals in *jy* über (1656. 1678. 1693 usw.)

[3]) Hamburg 1708. Nd. Jb. 8, 131 ff. S. bes. 134.

[4]) O. in Hbgs. nächster Umgebung, westlich von H., nördlich von Flottbek an der Strasse Bahrenfeld-Rissen.

[5]) Stuttg. Lit. Verein 147, S. 234.

[6]) Für Bremen berichtet Heymann S. 44 ebenfalls, dass *d* häufiger auf dem Lande als in der Stadt ausfällt. Ebenso haben in Kücks Gebiet (S. 282) die Städte im Gegensatz zum Lande inlautendes *d*.

in Uebereinstimmung mit der ländlichen Umgegend, der durch die Gegenströmung von oben bis auf Reste wieder überwunden wurde. Zu einer Zeit als auch die oberen Klassen pd. sprachen ist solcher Einfluss von oben möglich.[1]) Dass solche rückläufige Bewegung keine theoretische Annahme ist, zeigen z. B. die Angaben Bernhardts, Nd. Jb. 20, 17, nach denen ländliches *gōīn* allmählich wieder durch die Form mit *d* verdrängt wird. Vgl. auch Nd. Jb. 31, 74.

Nach Ausfall des Dentals *gôden* > *gôən* kann sich ein stimmhafter spirantischer Uebergangslaut zwischen beiden Vokalen entwickeln, der, da *ə* neben Vokal leicht *i*-Färbung (*goin*) gewinnt, selbst palataler Färbung ist.[2]) Er kann gelegentlich eintreten oder durchgeführt sein.[3]) (In dieser Weise ist wohl auch das im 17. Jahrh. zuweilen begegnende Demonstrativum *düie* zu erklären, da die Nebenform *düe* [eine Art Kontamination von *de* und *düsse* im Anschluss an *düt*; *düt* : *düe* wie *dat* : *de*] z. B. in Teweschen Hochtit noch daneben vorkommt.)

Solche *j*, die Ende des 16. Jahrh. schon Heinrich Julius als charakteristisch für das Märkische braucht, dringen auch vereinzelt in die hbg. Texte des 17. Jahrh.,[4]) doch sind sie noch seltener als der Schwund des *d*. Bekannt ist das Verhältnis in den beiden hbg. Fastnachtspielen „Vitulus“ und „Scriba“, gedruckt 1616, von denen das zweite das bäurische *goje* usw. zeigt, in einem Masse wie keine einzige hbg. Gelegenheitsschrift. Beide Stücke sind auch sonst um der komisch-derben Wirkung willen voll übertriebener Bildungen. Dass Lambeck kein Beispiel dafür hat, wäre allein aus seiner schriftsprachlichen Stellung verständlich, selbst wenn man den Lautwandel als hbg. ansehen würde, was er (ausser vielleicht in einer Gelegenheitsbildung) kaum war[5]): es dürfte in der bäuerlichen Umgebung, wo häufiger Ausfall des *d* stattfand, auch die Weiterentwicklung vorgekommen sein, wie Richey S. 391 (*Gajes Koop*) direkt bezeugt, und von hier aus als grob platt in die stadthbg. Schriften übernommen sein, wie es unter diesem Gesichtspunkte auch in andere humoristische Schriften dringen konnte, selbst da, wo es der ländlichen Umgegend nicht angehört. —

---

[1]) Bärmann: *Va'er, Mo'er, o'r* oder, *Rohr* Ruder.

[2]) Vgl. auch Bolte u. Seelmann, Nd. Schauspiele älterer Zeit S. 161 ff. Mit Mackel, Nd. Jb. 31, 75 trenne ich die *r* der nördlichen Westprignitz, Altmark, Meckl.-Vorpommerns von diesem *j*. *d* kann entweder schwinden und dann *j* als Uebergangslaut eintreten, oder es wird schlaffer artikuliert > *r*.

[3]) Ueber die heutige Verbreitung vgl. Wredes Angaben im Anz. f. d. Alt. 19, 354 (*müde*), 20, 109 (*Bruder*), 20, 322 (*roten*). Dazu Nd. Jb. 20, S. 17 (Glückstadt), 31, 74 (Prignitz), 22, 17 Jerichow. Kück S. 282, vgl. auch 300. Einen Hollandismus darin zu sehen (vgl. Kloeke, De Weerspiegeling der Historie in de Dialecten S. 9) liegt, wenn nicht starke andere Gründe dafür sprechen, bei der Verbreitung und immer neuen Entstehungsmöglichkeit der Lauterscheinung keine Veranlassung vor.

[4]) Vgl. (Bolte u.) Seelmann, a. a. O. 162. In Hochzeitsgedichten: 1641 *gojen*, *düje*; 1656 *Brüjerey, brayen Duven* neben Formen ohne *d*; 1681 *Gajen* Gatten (im Reim: *Kaien*); 1688 *syjen, gojen*; 1705 *nôjig, brůjet, Lůjen*.

[5]) *slęgŋ* (jetzt mehr veraltet) neben *slędŋ* Schlitten ist wohl Entlehnung aus dem Landgebiet. Aus Altengamme z. B. ist *g* an dieser Stelle auch in anderen Wörtern belegt, Larsson § 110, 1 A.

2. Die Silbe *-de* ist völlig geschwunden. Der Vorgang war wohl der, dass *d* nach langem Vokal in tonloser Silbe fiel, worauf dann durch Apokopierung des *e* die Silbe völlig getilgt ward. Wo aber *-de* in der Flexion neben Formen mit Dental stand, d. h. neben auslautendem *t* < *d* (gôt : gôde), oder neben solchen, wo *e* nicht auslautete, die Silbe also nicht völlig geschwunden war (gôden), da wurde durch die oben gekennzeichnete Gegenströmung das sich verflüchtigende *d* wieder hergestellt. Reste (auch Neigung zu flüchtiger Aussprache) wie *fåm infę̂m̄* neben *fådn̥* sind geblieben. Seltener sind in solchen Fällen Nebenformen ohne *d*: *lü̂t* und *lü̂* Leute. (Vgl. Horneburg *lȳ: und lȳ:d*). Die Strasse *„Bursta(h)“* < *stade* heisst schon im 16. Jahrh. so und wird auch hd. in Greflingers Reisebuch 1674 (Z. d. V. f. Hbg. Gesch. 9, 140) so genannt. Aus dem 17. Jahrh. seien weitere Formen wie *upste, dra* < *drade, Brögam* beigebracht. Als *„Rohbeet“* wird die rote Beete im Hbg. Utrop (18. Jahrh.) angepriesen usw. S. auch *preegen* predigen 1702.

Durch Wirkung dieses Gesetzes sind die Verbalendungen *-de* geschwunden in *sę̂, dę̂, lę̂* (mnd. *sede, dede, lede*), und diese Formen sind auch in den Plural übertragen. Daneben erscheinen natürlich in der Uebergangszeit immer wieder die überlieferten Formen, *dä* : *säde* 1724, *sehd* neben *dehen* 1791 usw.

Gleiche Wirkung ergab der Typus *telde* durch Assimilation (s. u. 3): *telle* > *tel, wulde* > *wulle* > *wul* wollte, *antworde(de)* > *antwore* > *antwôr, mênde* > *mêne* > *mên*, genau wie im Präsens *ik warde* > *warre* > *war, hol ik* < *holde ik.* Diese Assimilationen reichen bis in die mnd. Zeit zurück.

Analogisch folgten diesen beiden Gruppen dann auch alle die Verben, bei denen der Dental in stimmloser Nachbarschaft stimmlos geworden war. (Geschrieben *d* und *t*: *maakte, makde.*) Auch dies ist im 17. Jahrh. schon durchgeführt: *dach ick* 1654, ebenso *frag ick.* Hinzu kommt vielleicht auch noch die Ausstossung des mittleren Dentals in einer Gruppe von drei Konsonanten: *fragt wy* > *frag wy*, das mit dem analogisch entstandenen *frag ik* zusammentrifft. Schliesslich glich auch *ik mên* völlig einem *ik grêp*, und diese Gleichheit mit den starken Verben[1]) stärkt die Richtung der Entwicklung bei den schwachen. Auch sei noch auf den Schwund des auslautenden *t* in unbetonter Silbe, *is, niχ, of* < *oft(e)*, aufmerksam gemacht.

Während aber beim schwachen Verb nach der herstellenden Tendenz, die hier durch grammatische Erwägungen gestützt wurde, zunächst volle und Kurzformen durcheinander gehen, ist *muss* musste, *much* mochte (nach *kunn, wull, schull*) ganz fest. Die Präterito-Präsentia stützen einander (§ 15) im Gegensatz zu den verschiedenen Richtungen, die bei der grossen Zahl der schwachen Verben sichtbar sind.

3. Wie inlautendes *d*, so ist auch mnd. *-dd-* (*d* nach kurzem Vokal) erhalten (*Feer Leer* auf dem Lande s. o. 1.). Ueber die bedingte

---

[1]) Wenn *måkede* > *måk* geworden war, sah es aus wie ein starkes Verb und schloss sich daher den starken Verben an, § 15.



Entwicklung zur stl. Lenis s. § 10. Doch haben einige Wörter Nebenformen, die, wie es scheint, jetzt mehr und mehr schwinden. Neben *midden* ist auch *mern merdn̥*[1]) noch geläufig, *nern* < *nedden*, *borm*[2]) *born* < *boddem* (Schiffs-)Boden. Walther deutet die schlaffere Artikulation des *dd* durch die Schreibung *đđ* an: *neđđer, weđđer, Fedder* und *Feđđer.*[3])

Vollständig fest und ohne Nebenform ist dagegen *har, harn* hatte, hatten. *r* < *d* ist in diesem Worte auch in allen Nachbardialekten verbreitet.[4]) Es ist nicht jung, ist schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nicht mehr selten. Die Formen *haen* hatten, *hae* hatte im „Teweschen" sind so zu deuten.[5]) Seit 1672 finde ich es in hbg. Gelegenheitsgedichten, sowohl im Indikativ wie im Konjunktiv neben den *d*-Formen. Die Schreibung wechselt: *har* hatte, hätte, *haren* hatten 1689, *du haerst* hättest. Im Kindertreck-Discours 1724 *har, haren, harden* (!). In der pd. Uebersetzung von Holbergs „Kannengiesser" mit vereinzelter Uebertragung auf das Partizip *hart* gehabt. Dagegen findet sich in diesen älteren Texten keine Spur eines Uebergangs von *dd* > *r* in anderen Wörtern. Dennoch ist zweifellos die schlaffere Artikulation von *dd* (bei *d* führt sie nach den obigen Ausführungen zum Schwund), die den Zitterlaut bewirkt, im 18. Jahrh. weiter verbreitet gewesen. Richey gibt S. 391 an, dass inlautendes *dd* „in Hbg. vielfältig als ein doppeltes *r* ausgesprochen" werde, und nennt als Beispiele *gnarren, harren, kerreln, mirren, nerren, sparreln* für *gnaddern, hadden, keddeln* < *ketteln* kitzeln, *midden, nedden, spaddeln. nern* ist auch in einem handschriftlichen Zusatz zur 1. Auflage von Richeys Buch, also wohl aus den 40er Jahren des 18. Jahrh. angegeben. Der Zitterlaut hatte danach ursprünglich ein weites Gebiet, das sich dann immer mehr verengte bis auf wenige Reste. Festgesetzt hat sich das *r* in dem häufig gebrauchten *har,* weil *a* und ausl. *a* sich eng verbanden, vgl. *hae* schon in „Teweschen Hochtit" *ha* in Glückstadt, Horneburg.[6])

3. An dieser Stelle sei auch auf die im 18. Jahrh. vereinzelt vorkommende Form *Schörtel* für *Schöttel* gewiesen. 1733 *Schörteln* im Reim zu *Wörteln.* Auch in der „lustigen Hochzeit" 1728 *Schortel.* Der erstgenannte Reim führt zur Erklärung. *Wortel,* hbg. *votl* hat in weitem Umfang sein *r* eingebüsst, Mecklenburg, Bremen, Dithmarschen zeigen alle Formen ohne das *r,* das die Orthographie doch weiter schleppt. Wie *Wottel* doch mit *r* geschrieben wurde, so übertrug man dies *r,* am leichtesten im Reim, in das sonst gleiche *Schöttel.*

---

1) *merden* neben *nedder, weder* schreibt Gorch Fock. Otto Ernst in den Hbg. Schippergeschichten auch *werrer* und *Varrer, Murrer,* was nicht hbg. ist.

2) Ein Einsender zum Hbg. Wörterbuch: *footborben* Fussboden.

3) *Peddik* wird nach ihm wie *Perk* gesprochen, *Peddik* mehr für Eiter, *Perk* Mark.

4) Horneburg (Zahrenhusen § 146 A. 1 S. 102 *hă*), Glückstadt (*hă* Nd. Jb. 20, 28), Dithmarschen (Kohbrok § 50), Bremen (Heymann S. 54), im Lüneburgischen s. d. Proben bei Kück 269, 287, 293, 302, 308, 313, im westl. Mecklenburg Kolz, a. a. O. S. 120 usw.

5) In Verbindung mit dem *r* der Gegenwart. An sich könnte ja *hae* auch nach § 14, 2 auf *hade* zurückgehen. Doch ist das ganz unwahrscheinlich, da die seltene Form nur in älteren mnd. Texten vorkommt.

6) *har* ist auch in andern Gegenden häufig das einzige Wort mit *r* < *dd.* Ob die gleiche Erklärung auch auf andere Gebiete auszudehnen ist, kann nur die Untersuchung der älteren Verhältnisse dieser Teile lehren.

4. Inlautendes *rd ld nd* sind im Mnd. (Mnd. Gram. § 323 f.) > *rr ll nn* assimiliert. Da *ld rd* dehnende Gruppen waren (Mnd. Gram. § 62 ff.), muss in diesem Falle langer Vokal vorausgehen, nach dem der Doppelkonsonant vereinfacht wurde. Die Dehnung ist nicht überall bewahrt, *ôl* und *ol* alt (*ŏlən* Eltern < *ŏlən*), *holn* halten, *wāən* werden (vielleicht im Anschluss an früh entwickeltes *wert hölt* < *werdet holdet*?), doch z. T. mit jüngerer sekundärer Dehnung: 1675 *waren*: *Naren*, 1656 *wahren*, doch 1640 *warren*. Obgleich hier schon ein mnd. Lautvorgang gewirkt hatte, ist doch die Macht der traditionellen und der hd. Orthographie[1]) so gross, dass zu allen Zeiten bis in die Gegenwart Formen mit *d* häufig geschrieben werden, vielfach im bunten Durcheinander mit assimilierten Formen, wenngleich (und mit der Zeit stark fortschreitend) die Formen ohne *d* später häufiger sind als in der mnd. Zeit. Es kommt wohl hinzu, dass viele Wörter dieser Gruppe mit dem Hd. lautlich genauer übereinstimmen, wo auch *kina*, *bin̄ fin̄* gesprochen, doch „Kinder" usw. geschrieben wurde. Auch stehen in der Flexion häufig Auslautsformen mit Dental neben Inlautsformen ohne denselben: *hant*, *han̄*, Hand, Hände. Durch solche Herstellung erklärt sich wohl auch eine Pluralform *Woorden* Worten (jetzt *vöia*), wie denn auch sonst Vollformen gern gebraucht werden (*holdet*).

Ueber die Wirkung der Assimilation auf die Verbalflexion s. o. 2. Hier sei noch auf das flektierte Partizip Prät. hingewiesen, soweit nicht die assimilierten Formen durch Angleichung an den Nominativ beseitigt wurden: *uhtpale Bohnen* im Hbg. Utrop (aber Richey *uthgepahlde*).

Die entsprechende Assimilation in nebentoniger Stellung beim Part. Präs. ist schon aus mnd. Zeit bekannt, und unsere Texte bestätigen sie weiter: *thokam Jahr* 1645. Vgl. heute *kåky våta*. Dem älteren *he was mi Ehr anmoden* (Dienstmädchengespräch 18. Jahrh. vgl. *dat was ik nich moden* Richey 164) vergleicht sich das heutige *he is mi dat anmôdn̥*. Dagegen aber *Ik kan dat niχ falaŋt sîn. He is uns dat niχ günt.* Ist das zweite *n* geschwunden und daher Verschlusslaut bewahrt: *vorlangende* > *vorlang(e)de* > *falaŋt*?

Im Gegensatz zur Verbalflexion hat die Assimilation in der Nominalflexion nicht analogisch weitergewirkt. *pę̂a* Pferde, *wöia* Worte, *hun̄* Hunde, *kül* Kälte. Dagegen erhält sich (anders als oben 2) ein lautgesetzlich entwickeltes *höiχt*[2]) < *högede*, ebenso *nǒχt* Nähe; *leŋdə* und *leŋ*.

5. Bekannt[3]) ist die im 17. und 18. Jahrh. gelegentlich zu beobachtende Schreibung *nj lj* < *nd ld*. Es handelt sich m. E. hier wohl um ein sehr palatales *n* (seltener *l*), eine Art mouillierter Aussprache, die gelegentlich aufgezeichnet wurde, doch nicht kräftig genug war,

---

[1]) Vgl. Bärmanns Verteidigung der Schreibformen mit *d* (mindestens statt des ausgelassenen *d* ein Apostroph) im „Sülwern Book" S. 35 f.

[2]) So sollte auch *legede* (ein bestimmter Balken am Haus) > *lę̂* oder zu *lę̂χt* (vgl. *lę̆[χ]* in Altengamme) gewandelt sein. Es heisst aber 1532 mit erhaltenem *g*: *leghe* (Nd. Korr. 32, 83) mit frühem Ausfall des tonlosen *de*. So auch Richey neben *legede*.

[3]) Vgl. (Bolte u.) Seelmann a. a. O. 163. Das dort damit in Verbindung gebrachte *nd* > *ng* muss als eine viel ältere und geographisch verschiedene Erscheinung davon getrennt werden. *nj* (*lj*) findet sich z. B. in mecklenburgischen Texten, vgl. Kokfeldt Nr. 6. 7. 9. 16 usw., auch noch bei Babst. Ofäl. *wunjert* 1675; *Lanjes* und *Lannes*, *Stenjer* 1727, *Elljern Kinjes Kinjer* Burgwedel 1737, *anjern* 1738 Nd. Jb. 36, 81 ff. *Wenjeborg Wenneborg* 1718 Nd. Jb. 35, 80. 82. *Kinjer* 1707 Bremen usw.

um festgehalten zu werden. Doch kann heutiges *moljə* Mulde ein Nachklang sein. Richey bezeugt den Laut für die Bauernsprache (daher wohl *hilgen* < *hilden*). Unsere Texte bieten seltene Belege, *wunjer* 1686, *anjers* 1700, *unjern* 1705. Es sind (vgl. die Beispiele Anm. 2) anscheinend überall vornehmlich dieselben Wörter *wunjer, anjer(s), eljern*; *lanje, enje.* Formen wie *blinjdt, kenjt, Banjd, Frünjd, kinjd* usw. in Glückstadt 1749 (Niedersachsen 21, S. 300) zeigen, dass hier nicht ein Uebergang des *d* > *j* eintrat, sondern eine Palatalisierung des *n*, die sich ja auch in der umlautenden Wirkung bestätigt, die *n* in *tünne, sünne* usw. (s. § 7) ausübt.

Die starken Belege in Rists u. a. Bauernszenen, die dem Charakter dieser Dichtungen nach als vergröbernde Uebertreibungen einzuschätzen sein dürften, lagen jedenfalls dem städtischen Platt ferner.

6. Zuweilen macht sich neben Dentalen der dentale Einsatz als Verschlußlaut bemerkbar: *mäadl̥* < *mär(ə)l* < *marmel.* Vgl. *Handrey* in einem hbg. Gassenlied aus der 1. Hälfte des 19. Jahrh. Aelter sind die Dentale in *sülfst, averst, erentwegen, erentwillen* usw.

Ist *êndônt* (einerlei) hierher zu stellen oder als Ueberrest der alten substantivisch gebrauchten Infinitive auf Dental zu betrachten? Für diese sind im 17. Jahrh. noch reichliche Belege vorhanden, allerdings so regellos, daß man ihnen wohl vornehmich ein schriftliches, orthographisches Nachleben zutrauen möchte.

III. Zur Flexionslehre.

1. Verbum.

§ 15. Aus der Verbalflexion greifen wir als wichtigste Punkte die Behandlung der Endungen im Präsens heraus, sowie die für die Formengeschichte der Neuzeit besonders belangreiche Frage nach dem Ausgleich von Sing. und Plur. im Präteritum, nach der gegenseitigen Angleichung der verschiedenen Präterita.

1. Die ältesten hbg. deutschen Texte bevorzugen die sächsische Pluralendung *-et.* Ein Vergleich entsprechender Stellen in den schon mehrfach herangezogenen beiden Stadtrechten vom Ende des 13. Jahrh. (1292) und von 1497 zeigt, dass der jüngere Text aus der klassischen Zeit des Mnd. in Uebereinstimmung mit den Tendenzen der ausgebildeten Schriftsprache in weit stärkerem Grade *-en* neben dem *-et* des älteren Stadtrechts braucht, in der 1. und 3. wie in der 2. Person: *gi buwet* 1292,[1]) *buwen* 1497. Dies *-en* klingt noch lange nach Untergang der mnd. Schriftsprache nach. Der Reim ist nicht immer unbeteiligt bei der Wahl der fremden Form. Auch das Gewicht des Präteritums mit lautgesetzlichem *-en* ist in Erwägung zu ziehen. Wie weit hat der benachbarte Osten (in dem durch vielfache Beziehungen verbundenen Mecklenburg herrscht ausser im westlichsten Teile *-en*) auf die Bewahrung Einfluss? War doch von Osten, von Lübeck her, überhaupt die grosse Bewegung hervorgegangen, die die sächsischen *-et* zurückdrängte! Der Wechsel zwischen *-et* und *-en* gehört wieder zum Allgemeingut der Dialektschriften in der Ueber-

[1]) Lappenberg, Hbg. Rechtsaltertümer S. 106.

gangszeit. Wie im *-et*-Gebiet das *-en* noch nachwirkt, so übernimmt andrerseits der *-en*-Bezirk auch die westlichen *-et*. Die Beispiele bei Kohfeldt[1]) sind Zeugnisse für diesen Gebrauch, der bis zu Babst sich noch erhält.[2])

Dass aber zweifellos bei dieser Bewahrung des *-en* im westlichen Nd. der jüngeren Periode wieder das Hd. einwirkt,[3]) zeigt sich daran, dass mehrfach gerade die 2. Pers. *-t* aufweist neben *-n* der 1. und 3., z. B. 1640 *se warren*; *gy segt, kriegt, nembt*; 1652, 1653 *-en*, nur in der 2. Pers. neben *gi maken* auch *et*. Dann aber findet sich bald ein Durcheinander von *-t* und *-n*, bald auch schon (1672. 75. 80. 88) Texte mit vorherrschendem *-t*, daneben immer von neuem solche, in denen *-n* vorwiegt oder neben *-t* gebraucht wird. Auch im Anfang des 18. Jahrh. ist *-en* noch nicht ganz geschwunden. Brockes scheint *-en* nur bei Reimnot zu brauchen, sonst *-t*, das allmählich, aber noch lange nicht unbestritten, durchdringt. Wenn Richey in der Dialektologie die Formen *wy, se hebben, jy heft*; *wy, se wüllen, jy wüllt*; *wy, se schölen, jy schölet, wy dröven* als Beispiele ansetzt, die Formen *heft, wüllt, schölt, drövet* nur in Klammern daneben, so scheint hierin ein mehrfach gekennzeichnetes schriftsprachliches Streben nach Ausgleich (vielleicht auch ein Nachklang der alten Verhältnisse) zu liegen. Die Beispiele im Wörterbuch (*se tyret sick* 308, *myne Heeren wardt ju panden laten* 83, *in dat Nest leggt vele Höner* 97, *wyse Höner leggt ok in de Netteln* 97, *se meent, gaat* 97, *wy heft* 97. 165. 369, *se kibbelt sick* 114[4]) usw., dazu Mattheson: *De Dummen loopt sick dodt, de Fulen dregt sick dodt* 46, *twe vergaht sick, man dre slaat sick* 69 usw.) entsprechen jedenfalls den wirklichen Verhältnissen mehr.

In der Fragestellung blieb die alte, schon im Mnd. entwickelte Form mit Abfall des Dentals, *war gy*, zu allen Zeiten.

2. Wie alt die Synkopiernng im Präs. Sing. ist, zeigt die relative Chronologie Mnd. Grm. § 40. Aber die mnd. Schriftsprache strebt vielfach nach Vollformen, so dass zuweilen das Stadtrecht von 1497 eine hergestellte Form hat gegenüber einer Kurzform im älteren Text: *sterft* und *steruet*, *hort* und *horet*, *beschelt bescheldet*, *beholt beholdet*, namentlich in den Fällen, wo dies ohne vokalischen Wandel möglich ist, doch auch *ghilt* und *gheldet*. Doch auch das umgekehrte Verhältnis ist zu beachten: namentlich bei Vokalwechsel hat 1497 oft die Kurzform, *sprikt*: 1292 *nemet, spreket*.

Im 17. Jahrh. dauert dies Schwanken in der Schreibung fort, z. T. abhängig vom Versmass, vom Streben nach Vollformen, andrerseits durch Einwirkung der Sprechformen, 1640 *macket, holdet* und *plecht, leeft, gifft*, 1696 *denet deent*, *geehret geehrt*, 1688 *haapt haapet* usw. Am festesten sind die Vollformen wohl bei schwachen Verben, die auf Verschlusslaut ausgehen. Im 18. Jahrh. nehmen die kurzen

---

[1]) z. B. Nr. 7 (1706) *se wart, känt, denckt, folgt, wilt* neben zahlreichen *-n*-Formen. Nr. 10 (1712) *jy wardet* usw.

[2]) Nd. Jb. 43, 14.

[3]) Vgl. umgekehrt gegenwärtig die Anredeform auf *-en*.

[4]) Allerdings auch *freten* 81, *wy möten* 179, *flegen* 339, *kamen* 257 usw.

Sprechformen zu, obgleich z. B. Richey in konservativer Schreibung hauptsächlich Langformen braucht.

Vor der sekundär entstandenen Doppelkonsonanz ist langer Vokal gekürzt. Man findet *glitt* < *glîdet*, *schnitt* < *snîdet* (Röding), *stritt* streitet 1703 usw.

Der sekundäre Umlaut in *slöpt* (> *slop*[*t*] § 7) schläft, *hölt* hält (z. B. 1737) findet sich schon in älterer Zeit.

3. In den neund. Dialekten sind die vokalischen Verhältnisse im starken Präteritum gegenüber dem Mnd. durch Angleichungen[1]) stark verändert. In der folgenden Uebersicht über das hbg. Gut scheiden wir die Verben in Gruppen nach dem Präteritalvokal, der im Sing. und Plur. gleich ist.

Zur 1. Gruppe mit dem Präteritalvokal *ê* gehört a) die alte I. Ablautsklasse, doch mit Ausgleich des Plurals nach dem Sing. Im Part. Prät. bleibt der alte Vokal. *slîkŋ slêk slêkŋ slệkŋ*; b) ein Teil der ursprünglich reduplizierenden Verben wie *hêtn̥ hêt*, *låtn̥ lêt*; c) ein Teil der Verben der V. Ablautsklasse, nämlich diejenigen, deren Vokal nicht (s. S. 59) labialisiert wurde. Der Pluralvokal ist auch auf den Sing. übertragen: *sitn̥ sêt sêtn̥ sệtn̥*, *sên sêχ*, *ligŋ lêχ*, aber auch *gệbm̥ gêf gêbm̥ gệbm̥*.

Zur 2. Gruppe gehören die Verba, deren Präteritum *öi* < *ô̂*[2]) zeigt. Hierher stellen sich

a) die Verben der 2. Ablautsklasse: *bêdn̥ böi*(*t*), *tên töiχ*, *flêtn̥ flöit*, *röik* roch, *kröip*, *fröir*, *šöif* schob, *schöit* schoss,

b) der 4. Ablautsreihe: *kām̄ köim*, *nöim*, *dröip* traf, *bröik*, *spröik*, *stöik* stach,

c) der 5. Ablautsreihe (s. 1c): *vöiχ* wog (vgl. mnd. *woch*). Zur Entwicklung *vöir* war (Inf. *vện*, *zîn*) s. S. 41,

d) der 6. Ablautsreihe: *slöiχ* schlug, *šöip* schuf, *dröiχ* trug,

e) ursprünglich reduplizierende Verben: *slöip*, *löip*, *röip*,

f) ursprünglich schwache Verben: *fröiχ* fragte, *möik* machte, *föit* fasste.

3. Gruppe: I. Verben auf Nasal oder Liquida + Konsonant und II. Verben der 6. Ablautsklasse, die z. T. schon im Mnd. ein Part. Prät. mit *n* bilden. Der Vokal des Prät. und des Part. Prät. ist *u*. Es sind Verben

a) der 3. Ablautsklasse: *helpm̥ hulp*, *geln* gelten *gul*, *fin̄ fun*, *bin̄ bun*, *druŋk*, *zuŋk*, *fasvun*. Vor *r* + Kons. musste *u* > *o* werden *storf storbm̥*, *fadorf*,

b) der 6. Ablautsreihe: *stun* stand, *wus wusn̥* wuchs, wusch, gewachsen, gewaschen,

c) ehemals reduplizierende Verben auf Nasal oder Liquida + Kons.: *ful* fiel, *guŋk huŋk*.

---

[1]) Der Ausgleich des grammatischen Wechsels ist spätestens ins 17. Jahrh. zu setzen. *wêr* 'war' schon Anfang des 18. Jahrh. und *vorlêren* (Scriba), *frêren* 1700 mit Uebertragung in den Infinitiv; länger bleibt *s* im Präs. Sg. *früst*, *vorlüst*.

[2]) S. § 5.



Im germanischen starken Verbum ist Sing. und Plur. nur in der 6. Klasse sowie bei den ursprünglich reduplizierenden Verben gleich. Der analogische Ausgleich in den andern Klassen zeigt sich in der mnd. Schriftsprache erst spurweise in der 3. Klasse (Mnd. Grm. § 427, Anm. 9, vgl. Anm. 3) und in der 4. Klasse (§ 428, Anm. 2).[1] Verhältnismässig spät und nur langsam und vereinzelt, doch in beständig fortschreitender Reihe, sehen wir die Bewegung weiter greifen. Die Geschichte des Ausgleichs zeigt sich in den folgenden Daten: Zunächst Ausgleich innerhalb des Präteritums: 1656 a: *drep* neben *gaff, sag, quam, was*; b: *kehm* : *gebahr, nam.* Um dieselbe Zeit, 1657, auch *sung, klung.*[2]) Auch „Teweschen Hochtit“ hat nach dem Druck von 1661 *funt* (aber *ginck, gaff, kam, sprack* usw.), „T. Kindelbeer“ *gung* und *funn* (neben *quam, kam*). 1681 *trede* (zum auslautenden *e* s. u.), aber *kam, was, sprack*; 1688 *seeg* und *sagg, bed* aber *kam.* Der Konjunktiv *sproek* 1703 lässt auch auf den Indikativvokal *o*[3]) schliessen. Indikativ *sprook* 1733. 76. Brockes braucht neben *weer, keem* noch *sach, kam, sat, gaf.* Im Kindertreck-Discours 1724: *beede* bat, Konj. *sprocken* (s. o.), und die neu aufkommenden Formen *küm, wär* (d. i. *köm, wör?*), aber auch *ging,* das im 18. Jahrh. noch nicht selten ist Die ausgeglichenen Verben nehmen mehr und mehr zu: *geef* 1737. 38; *kehm* 1738. 40; *nehm* 1738; *beed, leess* 1744; *seeg* (und *sag*) 1740. 47 usw. *full* 1729. 33. 38. *klung* 1737; *gung* 1738. Aber auch die *ö*-Formen, die die 2. Gruppe voraussetzt, werden häufiger: *ick kôhme, kâhm* und *quam* 1739. *jy kôhmen* 1750; *nôhm* 1776; *wôr* 1737. 46; *löpen* 1791. — Umlaut im Prät. Pl. der II. und VI. Kl. ist im 17. Jahrh. zu beobachten.

In der gekürzten Uebersicht, die ich gegeben habe, kommt nicht zum Ausdruck, wie lange auch hier wieder die alten Formen daneben stehen, wie lange die Schrift diese bewahrte.[4])

Der Weg, den der Ausgleich nahm, ergibt sich in den Klassen III, IV, V durch das vereinte Uebergewicht der 2. Pers. *du lêg(e)st, sêg(e)st* und des Plur., die die beiden andern Pers. des Sing. nachzogen, zumal auch die Uebereinstimmung von Sing. und Plur. in der 6. Kl. und bei den reduplizierenden Verben die Ausgleichsbewegung stützen musste. Wie und wann der Vorgang in der I. und II. Kl. eintrat, lässt sich nicht erkennen. Voran ging hier wohl die Ausgleichung

---

[1]) Vielfachen Ausgleich zeigt in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in der 3. Kl. der Pommer Kantzow (Nd. Jb. 43, 89 f. 96). Aus anderen Klassen *lech gefull queme.* Wenn Baetke S. 91. 96 Zusammenfall von Sing. und Plur. in II. annimmt, so kann dieser Schluss angesichts des mnd. Schreibgebrauchs, der $o < \bar{u}$ und $a < \bar{o}$ im Prät. Plur. oder Part. Prät. scheidet, aus dem orthographischen Material nicht gezogen werden. Will man Zusammenfall beider *o* in der Aussprache jener Zeit annehmen, so sagt doch die Orthographie nichts darüber aus. — Simonsen setzt S. 60 a. a. O. das Paradigma der 3. Kl. für Neocorus wie für Lübbeke mit Ausgleich *o o* im Sing. und Plur. an. Die einzigen Sing., die er anführt, *befoll beuoel, worth,* sind für den jüngeren allgemeinen Uebergang nicht beweisend. Vgl. mnd. *wort bevol,* Mnd. Grm. § 427, Anm. 9, § 428, Anm. 2.

[2]) „Scriba“ 1616 ganz auf alter Stufe *fant was fill lep.*

[3]) So auch gelegentlich schon mnd.

[4]) Noch v. Döhren: *keem leep dröpen*; Bärmann: *weerst nehmst kôhm rôpp* u. dgl. Auch jetzt noch wird vielfach *e* geschrieben, um so mehr als, da *öi* im Vordringen ist, bei einigen Verben *e* und *öi* nebeneinander stehen.

im Sing., die verständlich scheint, nachdem der Sing. auch in allen andern Gruppen schon ausgeglichen war. Zur Erklärung des siegenden Singularvokals darf man wohl darauf hinweisen, dass die Uebernahme des zerdehnten Pluralvokals *ē* oder *ō* in die geschlossene Silbe der 1. und 3. Pers. ein lautlich ganz ungewöhnliches Resultat gewesen wäre. In dieser Stellung hätte der zerdehnte Vokal wieder gekürzt werden und damit eine neue Scheidung zwischen Sing. und Plur. entstehen müssen. Es ist wahrscheinlich, dass Ausgleichsversuche nach beiden Seiten, so auch nach dieser Richtung hin stattfanden, die dann an dem erwähnten Ausgang scheitern mussten. Dagegen sind Langvokale, wie der Sing. sie besass, auch in den übrigen Vokalklassen durchgedrungen, und diese Uebereinstimmung begünstigte die Ausgleichsbestrebungen in diesem Sinne. Ist dies richtig, dann ist der Vorgang älter als das Eindringen des Umlauts in den Plural.

Langsam gewinnen die Ausgleichsformen, die sich bei den *ê*- und *u*-Präterita seit dem 17. Jahrh. beobachten lassen, das Uebergewicht in der Schrift. *fung, gung, hung, full* schliessen sich an die III. Kl. (*bund, hulp*) an, auch an VI. *stund.* Dieser Anschluss der redupl. Verben an III. zeigt sich schon im Mnd. in seinen Anfängen. *gefull* hat auch der Pommer Kantzow im 16. Jahrh.[1]) Die noch lange begegnenden Formen mit *i* sind ebenso wie die Formen mit *a* in III., IV. konservativ archaisierend oder unter fremdem Einfluss oder auch durch Reimbedürfnis zu erklären (wie 1747 *seeg* „sah“, aber *sag* im Reim auf *dach* dachte).

Die Labialisierung in *wö̂re* < *wêre* (Opt.) ist im Wfäl. und Ofäl. schon im Mnd. erkennbar (Mnd. Gram. § 170. 429. 449). Aber die Belege fehlen für diese Zeit im Nordalbing., so dass hier *wö̂r* in die allgemeine Entwicklung der *ê*-Klasse eingereiht werden muss. Wenn die *ö̂*-Formen in der Neuzeit bei diesem Verb früher als bei andern der Gruppe (*jy wörn* 1657. *wö̂r, wo̊r* 1707) auftauchen, so liegt das wohl daran, dass ein so häufig gebrauchtes Wort sich leichter der Tradition entzieht. Vielleicht begünstigt auch das Zusammenklingen der früher entstandenen *wö̂r* im ofäl. Nachbargebiet die frühe Schreibung mit *ö*. Bis in die Gegenwart steht wieder *weer* daneben. Sicher ist ja der vokalische Ausgleich bei den starken Verben älter als die ältesten zufälligen Belege, die immer nur ungefähr zu nehmen sind. Vielleicht ergibt sich das auch aus der falschen Uebertragung *ick röhd riete* 1653. Sonst wird *ö̂* < *ê* erst im 18. Jahrh. schriftlich dargestellt. Vgl. die Beispiele S. 40. *käm* usw. ist wohl als *köm* zu lesen, wenn auch *ä* im 18. Jahrh. gewöhnlich für *ö* (Richey *οη*, nicht *οε*) steht.

In Gruppe II b, c, e hatte sich also, erkenntlich im 17. und 18. Jahrh., altes *ê* zu *ö̂* entwickelt neben Labial *kö̂m, nö̂m, löp* Da die Mundart im allgemeinen *ê* neben Labial bewahrt,[2]) wie auch die Verben *blêf, grêp, gêf* erweisen, so kommt wohl in der II. Gruppe noch die Konkurrenz des *o*-Lautes im Part. Prät. hinzu, die bei *blêf* usw. fehlt. Dass in dieser Gruppe II *ö̂* auf *ê*, nicht (wie Zahrenhusen S. 45 meint) auf *ô* zurückgeht, erweist die Tatsache, dass zwischen

[1]) Nd. Jb. 43, 99.
[2]) Labialisierung von *i* auch nur in dem minder betonten Hilfsverb *bün, sünt.*

n̥êm und *nô̂m* kein *nôm* steht, sowie die weitere Beobachtung, dass *ö* < *ô* in der Verbalflexion jünger zu sein scheint als *ö̂* < *ê*. 1750 *krop kröpen, soop söpen* (*ö* nur im Pl.), aber *beröp, stöt, höhl, höhlen.*[1]) Doch muss auch der Umlaut *ö* < *o* im Sing. schon im späteren 18. Jahrh. entwickelt sein. Bei Bärmann, der ja im allgemeinen archaisierend temperiert schreibt, findet sich neben *sloog* doch *slöhg* usw. Bartels, Jürs haben *eu* in dieser Gruppe, *fleug* usw., durchgeführt.

Man kann dieses *ö* < *ô* durch Uebertragung aus dem Optativ nach Analogie von Kl. IV. V erklären, sicherlich aber unter stärkster Mitwirkung der *ö*-Präterita der Gruppe II b, e, zumal deren *ö* noch immer weiter um sich zu greifen scheint (Prät. *lêt* und auch schon *löit* zu *lâtn̥*). Zu bemerken aber ist, dass eine Uebertragung aus dem Optativ in Kl. III im hbg. Dialekt nicht bemerkbar ist. Die *u*-Präterita der 3. Gruppe, die in vielen Dialekten Umlaut zeigen, kennen ihn hbg. nicht. Dass wir aber hier nicht mit sekundärem Verlust des Umlauts zu rechnen haben, zeigt die gesamte Ueberlieferung, die, soweit sie frei von fremder Beeinflussung ist, im 17., 18., 19. Jahrh. nur *u* schreibt, *stund, sung, full, hulp.*[2]) Es ist daher auch wahrscheinlich, dass *ü* in *güng, hülp* usw. in der Nachbarschaft[3]) nicht in direkter Verbindung mit dem mnd. Uebergang in IV, V steht, sondern erst jüngere Analogiewirkung[4]) zeigt. Für das Mecklenb.-Vorpomm., das jetzt nach Kaiser (Studien z. Bildung d. Präteritums in den d. Mundarten, Diss. Giessen 1910) S. 21 gewöhnlich Umlautsformen hat, gibt Dietz 1817 (Nd. Jb. 20, 127) *bunn, wunn, funn* an.[5])

Ich habe Mnd. Gram. § 422 A. 1 die Frage aufgestellt, ob und in welchem Umfang wohl noch in mnd. Zeit die Beeinflussung des Ind. Prät., die für IV. V. bis in alte Zeit hinaufreicht, für II. III. VI. anzunehmen ist. Für das Hbg. beantwortet sie sich nach den oben gegebenen Beobachtungen.

4. Wie das Hd., so zeigt auch unsere Mundart im 17. und 18. Jahrh. zuweilen Beispiele für Kompromissbildungen zwischen starken und schwachen Präterita: *trede* 1681, *helde* 1686, *eethe* 1708, *beede* 1724, *ick kôhme* 1739, *stunne funne* 1750 usw. Diese Bildungen wird man, so weit sie nicht dem Reim ihre Entstehung danken, um so eher für reine Schreibformen nach fremdem Muster halten, als ja *e*

---

[1]) An diese Gruppe haben sich einige ursprünglich schwache Verben angeschlossen, die durch Verlust des Dentals wie starke Verben aussahen *måkŋ mäk* (*mōk*) > *möik*, jünger ist wohl *föit* fasste. Dagegen *stråk* streichelte, *såχ* sägte ohne den Anschluss an die st. V. In anderer Weise war schon in älterer Zeit *fragen* zu den st. Prät. übergetreten: *fröiχ*.

[2]) Vereinzelte ältere *ü* (1681 *stůnd* [Konj.?], 1704 *stůnnen*, aber *stunden* im gleichen Text 1675) sind so selten, dass man sie bei dem Charakter der Gelegenheitsdichtungen als entlehnt ansehen darf. *vůnden bůnden* bei Joh. Kock, der im 17. Jahrh. noch Schriftsprache schreibt, beweisen natürlich nichts für Hbg.

[3]) Horneburg *byn hylp* wie *floy:χ, sproyk* usw. S. 79. 45. 47. Fahrenkrug *füll* usw., *nöm, röp, löp* Nd. Jb. 14, 53. Sonst im allgemeinen *u*: Glückstadt *full gung*, auch 1740 (Niedersachsen 21, 300) *he funde*.

[4]) Vielleicht auch Palatalisierung wie in *tünne, sünne*? s. § 7.

[5]) Reuter *bunn sprung* aber *güng*. Kaiser trennt leider die Teile Mecklenburgs nicht. Aber auch nach Nerger S. 155 ist der Umlaut jung.

(§ 8, 1) apokopiert war, die schwachen Präterita (§ 14, 2) ihr auslautendes *e* aufgegeben hatten. Stärker sieht *plocht* pflegte 1652. 53 einer solchen Kompromissform gleich. Vgl. den hd. und mnd. Uebergang dieses Verbs von starker zu schwacher Flexion. *plocht* steht (vgl. *dach* < *dachte*) vielleicht für *ploch*, das entweder neben *plag* stand, oder eher (wie *trok* < *trockede*, so schon mnd. zu *trecken*) mit dem Vokal des Part. Prät. schwach gebildet ist.

Schwach ist, wie auch schon mnd., *backde* 1656. Die alte schwache Form ist auch erhalten in *geprуst* 1710, noch jetzt *wîs*(*t*) gewiesen. Ein *gefangt* 1708 dankt seine Entstehung wohl nur dem Reimbedürfnis. Umlaut dringt (woher?) in *bröch*(*t*) brachte, gebracht; so ist es im 18. Jahrh. üblich. Richey gibt freilich S. 399 *brocht* an. In der Neuzeit wurde *bröch*(*t*) nach § 7 > *broch*(*t*).

5. Einzelne Verben.

a) *vẹ̄n, zîn* sein: *ik bün, du büst, he is,* Plur. *zünt.* Die Schriftsteller aus dem Anfang des 18. Jahrh., die noch mnd. Schriftsprache schreiben, brauchen die Form *sind*(*t*), aber sonst ist *sünt gy* im 17. Jahrh. vorhanden und schon in den ältesten Gelegenheitsgedichten (1640) zu beobachten. Wieder stehen Sprechform und überlieferte Form lange im Kampfe. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. überwiegt *sünd.* Zu Anfang des 18. Jahrh., als man stark dazu neigte, fremdes Gut anzuwenden, taucht *sind* einige Male wieder auf. — Etwas später dringt *bün* durch. Im 17. Jahrh. *bin* und *bist.* 1734 *bün*; aber *büst* 1705 lässt darauf schliessen, dass *bün* schon entsprechend früher dagewesen sein muss. Die *ü*-Formen gelten nach Richey S. 388 als gröbere Aussprache „des gemeinen Mannes", so dass also die feinere Bürgerschicht wohl das *i* festzuhalten suchte. Jedenfalls hat er mit seiner Ansicht nicht Recht behalten, dass diese gröbere Aussprache sich „durch den Gebrauch des Hoch- Teutschen allmählig" verlieren würde. Sie ist heute durchgedrungen.

Das Perfektum heisst: *ik bün west.* Die noch lebende ältere Generation kennt und braucht aber daneben auch *bün wẹ̄sen* (beide Formen bei Richey S. 402). Diese letztere Form ist dem jüngeren Geschlecht fremd.[1])

Früher konkurrierte mit *bün wesen* und *bün west* auch *hebbe* (*ge*)*wesen,* (*ge*)*west.* Die vorläufigen Angaben, die ich Mnd. Gram. § 449 über die Flexion dieses Verbs mit *hebben* oder *sîn* machen konnte, seien hier insoweit ergänzt, als ich nach weiteren Sammlungen über das ganze Gebiet hin jetzt glaube, den ganz allgemeinen Satz aufstellen zu können, dass in älterer mnd. Zeit die Zusammenstellung mit *hebben* beliebter ist, in jüngerer tritt *wesen* als Hilfsverb mehr hervor. Mehr lässt sich nicht sagen; denn nach beiden Seiten hin bestehen viele Ausweichungen. Bei einem Vergleich der beiden hbg. Stadtrechte steht neben *wesen heuet* (Lappenberg 115) des älteren Textes im entsprechenden jüngeren Stück 229 *wesen ys.* Aber in anderen Fällen findet sich doch noch das alte *hebben.* Aus verschie-

[1]) Vgl. in „Plattdütsch Land un Waterkant" II, 4 S. 61 die von dem vorzüglichen Kenner des modernen Hbg. P. Wriede herrührende Anmerkung! *wesen* braucht z. B. auch Berend Goos (* 1815) in seinen Lebenserinnerungen.

denen andern hbg. Texten hebe ich heraus: (Burspraken) 1383 *hebbe gewesen*; 1410 *hebben gewest, gewesen*; 1471 *is gewesen*; 1526 *gewest byn*; 1575 *iss gewesen, gewest*; 1589 *synt gewesen.* Lambeck 1633 *gewesen ys*; 1640. 41 *ys gewest, (ge)wesen*; 1653 *bin gewest*; 1656 *gewesen is*; 1657 begegnet noch einmal *hebben gewest,* sonst stets *sîn.* In dem ehemaligen Nebeneinander von *hebben* und *wesen, sîn* hat also in Hbg. mit andern nd. Gegenden seit der jüngeren mnd. Periode *wesen, sîn* den Sieg davon getragen.[1]) Der Form nach steht, oft im gleichen Text, *(ge)wesen* und *(ge)west* nebeneinander.[2]) *(ge)wesen* wurde wohl bei den Zweisprachigen auch durch das Hd. gestützt. Bis über die Mitte des 19. Jahrh. hinaus scheinen beide Formen hier gleichberechtigt gestanden zu haben, so dass alte Hamburger heute noch beide unterschiedslos nebeneinander gebrauchen können. Während sich aber z. B. das Bremische für *wesen* (Heymann S. 89 *ik bin wesen*) entschieden hat, hat Hbg. neuerdings wie Mecklenburg *west* durchgeführt.

Zum Präteritum *vöia* s. § 15, 3.

b) *hebm̥* haben. Das mnd. Paradigma zeigt Formen mit Verschlusslaut und mit Spirant. Dies Verhältnis erhält sich auch in der jüngeren Periode, *ik hef* und *ik heb. du hest, he het* scheinen im 18. Jahrh. das Uebergewicht vor *hefst* und *heft* zu erhalten. Oft stehen beide Formen nebeneinander. Im Plural ist *hevt* die gewöhnlichere Form (heute *hebt hept*). Hinzuweisen ist auf das Paradigma, das Richey ausgleichend S. 403 aufstellt.

Auffallend sind die schon im 17. Jahrh. zu belegenden Formen *hey ji, hey* habt ihr, ebenso *wey* wollt ihr, die namentlich in der gröberen Sprache (so namentlich im „Hbg. Utrop") des 18. Jahrh. oft begegnen (Richey S. 92, auch noch Schütze bucht sie). *wey* : *wil ji* > **wiji* > *wei,* auch mit Labialisierung *wöj(y)* (vgl. Nd. Jb. 20, 127, wo *wijjy* als mecklenburgisch belegt ist). *hefji* > *heji* > *hei.*

An diese Formen erinnert vereinzeltes *broy* für *bröch* im 18. Jahrh.

c) *vaan* werden hat das st. Prt. früh durch eine schw. Bildung ersetzt, die aber nicht die zu erwartende Form *vor* < *worde,* sondern *vur*[3]) zeigt. Die Form *wurde* (schon 1620 und danach mit ganz seltenen Ausnahmen, die sich an die mnd. Schriftsprache anschliessen, im ganzen 17. Jahrh. durchgeführt), Konj. *wür* < *würde,* ist mit ihrem *u* vor *r* nur analogisch zu erklären. Wenn auch die Neigung für *u* < *o* neben Labial alt ist, ist sie doch bei andern Verben, *stoabm̥* u. dgl., nicht stark genug gewesen, um zu siegen. Das Hilfsverb schloss sich an die grosse Menge anderer Hilfsverben *zul, kun, vul, muχ, mus.*[4])

[1]) Mecklenb. *ick bün west* und *ick heww west* Anfang 19. Jahrh. Nd. Jb. 20, 128.

[2]) Richey S. 402. 338: *wor sûn jy wesen? he is hyr west.* Bärmann in den grammatischen Darlegungen im Sülwern Book: *bün wäsen.* In Glückstadt ist das alte Nebeneinander heute noch nicht entschieden. Dort heisst es (Nd. Jb. 20, 27) noch jetzt *ik byn vę:n* und *vest hemm.*

[3]) Gelegentliches *wor* für *wur* mit dem offenen *u* vor *r* im Nebenton.

[4]) Vgl. *vür* Priegnitz (Nd. Jb. 33, 92) neben *kün, zül, müχt, müst* (98). *würr* factus est, Mecklenburg, Nerger S. 149.

6. Verba Präterito-Präsentia. *ik vêt, vus; ik kan, vi kö̂nt, ik kun; ik zal, vi zölt, ik zul; ik drof, vi drö̂ft, ik drof; ik maχ, vi mö̂χt, ik mux; ik mut, vi möt, ik mus. Ik vil, vi völt, ik vul.*

Diese Uebersicht zeigt, wie stark die Formen dieser Gruppe sich gegenseitig beeinflusst haben. Ueber die frühe Durchführung der Sprechformen ohne Dental im Präteritum s. § 14, 2.

a) *ik vêt.* Im 17. und 18. Jahrh. werden die Partizipien Prät. (*ge*)*weeten* und (*ge*)*wust* nebeneinander gebraucht. Auch in Glückstadt noch jetzt *vust* und (seltner) *vẹtn* (Nd. Jb. 20, 28).

b) *drôbm̥* dürfen. Zu Beginn unserer Periode klingt noch die mnd. Form *darf* nach, im 18. Jahrh. mit Uebertragung aus dem Plural *dörf*, das im Kampfe liegt mit den metathetischen Formen *ik dröf, wi dröft.*[1]) Der älteste Beleg in der Oper „Xerxes" ist nicht ganz sicher heranzuziehen, weil der Verfasser Postel kein gebürtiger Hamburger ist. Doch führt Richey *dröven* schon 1743 (S. 6) an, und 1755 hören wir, dass *dröven*[2]) verbreiteter sei als *dörven* (S. 404). Dagegen ziehen die Texte diese letztere Form meist noch vor. Die Entwicklung von *dröven* mit Metathese kann trotz des späten Vorkommens nicht ganz jung sein.

d) *ik zal.* Die Ersetzung von *schal* und den übrigen Formen dieses Verbs durch *zal* usw. zeigt sich in Spuren schon im 17. Jahrh. Zwar ist *soll* 1640 wegen des Vokals im Sg. als hd. anzusehen, aber 1656 steht neben *schüll schöle* auch schon ein *sole wy*, wofür der jüngere Neudruck allerdings wieder *schöll wy* einsetzt. 1686 *schastu* und *sall.* Im 18. Jahrh. mehren sich die Beispiele sehr: 1700 *sull* und *schul*; 1705 *sall, soll, sullt* neben *schölen*; 1707 *ji sählt*; 1709 *sall* usw. Richey führt in der Dialektologie *schal* und *sal* an, im Idiotikon dagegen die von ihm für richtig gehaltene Form *schölen.* In *sal* sieht er fremden Einfluss und, soweit sich dies auf hd. Einfluß bezieht, mit Recht. Mit den alten wfäl. und ofries. Formen, die in der mnd. Zeit üblich sind, die auch das übrige Gebiet im 13. und 14. Jahrh., als der wfäl. Einfluss noch weiter reichte, brauchte und später durch das heimische *schal* ersetzte, haben diese neuen *zal* nichts mehr zu tun. Denn sie dringen nicht aus der bäuerlichen Volkssprache in die Städte, sondern umgekehrt, sind also dem Hd. nachgebildet. Ueberall im Nd.[3]) bemerken wir, wie die Formen mit *z* früher oder später vorschreiten. Bezeichnend bucht Bernhardt, Nd. Jb. 20. 18 A. in Glückstadt *ʃal* gegen *šal* auf dem Lande. So hat sich auch in nächster Nachbarschaft Hbgs., in Altengamme (Larsson § 97, 3), noch heute die Form *šal* erhalten. Da demnach hier keine lautliche Entwicklung stattfand, sondern eine Substitution, so ist es möglich, dass beide Formen längere Zeit nebeneinander bestanden.

e) Auffallend ist die Entwicklung des *u* in *mut.*[4]) Im 17. Jahrh. sind die alten *o*-Formen häufig. Daneben seltener *he mut* und *muht,*

---

[1]) Der umgekehrte Ausgleich fehlt nicht: *ji darft* 1704.

[2]) *dröfen* auch im Bremischen Wörterbuch.

[3]) *sall* auch bei Caspar Abel (Nd. Jb. 8, 10) im Anfang des 18. Jahrh.

[4]) Die Formen mit *u* sind wieder weitverbreitet. In Glückstadt *mut, mus,* Bremen *mutt, du must* : *moss,* im Jerichowschen Kreise *mut, muste* usw.

must du. Ein Hochzeitslied von 1656 hat im ersten Druck *mutt, mûth,* im zweiten *mot.* Im 18. Jahrh. ist *mut* durchgedrungen, so dass Richey S. 166 diese Form angeben kann. Die Herkunft dieses *u* ist nicht ganz klar. Die einzige Quelle kann das Präteritum sein. Das Mnd. kennt die Form *muste* neben *moste* (Mnd. Gram. § 161). Ob sie in Hbg. heimisch ist, ist nicht leicht zu entscheiden.[1]) Die stärker schriftsprachlichen Texte aus dem Anfang des 17. Jahrh. schreiben *moste. môsten wy* 1652, auch noch bei Brockes eine entsprechende Bildung *du moest* 2. Sg. Dies Präteritum *mus(te)* aber reiht sich systematisch ein in die Gruppe *kunde* (und *konde*) > *kun*, *wuste* > *vus*, *muchte* (mochte) > *mux*, *wulde* (*wolde*, *wilde*) > *wul*, *schulde* (*scholde*) > *zul*. Die Präterito-Präsentia beeinflussen einander so, dass entweder die *u*- oder die *o*-Gruppe (z. B. in Bremen *konn, moch, droff, moss, woll, scholl*) das Uebergewicht hat, wie sich ja auch (s. o. 5 c) *vur* dieser Gruppe anschliessen konnte. *muste* wirkt wiederum auf *must* im Sg. Präs., wo ja die gleichen Lautverhältnisse vorlagen, und *must* zieht dann die 1. und 3. Pers. Sg. nach. Diese Theorie lässt freilich eine Reihe von Fragen offen. Dass die 2. Person (und danach 1. und 3. Pers.) den Vokal des Präteritums übernimmt, erklärt sich vielleicht noch daraus, dass nirgend die Uebereinstimmung der 2. P. Sg. Präs. mit dem Prät. so vollständig ist wie bei diesem Verb (*kanst* : *kunde*; *schalt, scholt* : *schulde*; *mach[s]t* : *muchte*). Auch sind bei den übrigen Verben dieser Gruppe die alten Vokale durch das Gesetz der Zweckmässigkeit geschützt, weil durch Eindringen des Präteritalvokals Präs. und Prät. gleich wären: *max* : *mux, kan* : *kun, zal* : *zul*, dagegen *mut* : *mus.*[2]) In der Schreibung *muht* neben *mut*, einige Male im 17. Jahrh., hat man, falls sie nicht graphisch sondern lautlich zu fassen ist, wohl die Qualität von *môt* beibehalten, was leicht geschehen konnte, wenn beide Formen *mut* und *môt* bis etwa zur Wende des 17. und 18. Jahrh. nebeneinander standen. Daneben aber *müt* 1724, wie auch bei Bärmann aus der ländlichen Umgebung? So noch jetzt in Altenwerder, Finkenwärder, Elbmarschen, Bleckede.

Die gegenseitige Beeinflussung innerhalb dieser Gruppe zeigt auch der Plural *mö̂t*, nicht *möit*, d. h. der heutigen Form liegt nicht altes *ö̂* sondern zerdehntes *ȫ* zugrunde, wie es in *kö̂nt*, *sö̂lt*, *mö̂χt* lautgesetzlich ist. Die Schreibung *mœt* im 18. Jahrh. zeigt, dass diese Angleichung schon damals vollzogen war.

f) Dieselbe Angleichung hat *vil* ausgeführt: *vi vö̂lt*, das ich aber erst seit der Wende des 18. und 19. Jahrh. finde. Nebentonig tritt übrigens leicht ein kurzer Vokal (zwischen *ö* und *ü* liegend) ein.

wey ji s. o. 5 b.

Präs. 2. Sg. *du wult*, im Mnd. nordnds. nur vereinzelt, ist im 17. Jahrh. ganz üblich.

---

[1]) S. aber auch *stun* stand, nicht *ston*, wo entsprechende Lautverhältnisse zugrunde liegen.

[2]) Die bremischen Formen *mutt must* im Präs. neben *moss* im Prät. scheinen den obigen Ausführungen zu widersprechen. Es sind aber wohl junge Neubildungen. Das Brem. Wb. flektiert *moot moost*, so dass die Entwicklung nicht mit der Hbg. verglichen werden kann.

wil wird auch zur Futurbildung gebraucht (vgl. wfäl. *schal*): „wenn he averst darhen keme, wil he ydt wol erfaren, watt geschehen werdt“, 1589, Z. d. V. f. Hbg. Gesch. 6, 341. Eine Reihe von Belegen habe ich z. B. auch aus dem 17. Jahrh. angemerkt.

7. Die in der Mundart sehr verbreitete Umschreibung des einfachen Verbs mit *dôn*, die das Mnd. schon brauchte, ist in der jüngeren Periode früh sehr beliebt: *dede werpen, driven, mehren* 1640 usw.

2. Substantiv.

§ 16. 1. Wo im Sing. (auslautend) und im Plural (inlautend) stimmhafter und stimmloser Konsonant nebeneinander standen, scheiden sich die Formen durch verschiedene Entwicklung: *frünt* und *frün̄, brêf brêv.* Doch hört man jetzt auch schon *hûs lüt* (*lü* s. o. § 14) usw. mit Auslautsverhärtung. Die Scheidung nach ursprünglichem und zerdehntem Vokal in einfachen und flektierten Formen ist z. T. noch erkennbar *šip šęp, dax dåx.*

2. Pluralbildung. a) Der Plural auf *-s*[1]) steht, wie auch gegenwärtig, bei den Substantiven, bei denen sonst Sing. und Plur. nicht unterschieden wären, auf *-er, el, en*: *inwoners* 15. Jahrh.; *gervers* 1589; *Supers*, *Schniders*, *Plasters*, *Hambörgers*, *Arbeiders* 17. Jahrh.; *Bôrgers, Calenders, Hummers, Schippers* 18. Jahrh.; *Schlüngels, Flegels, Ker*(*e*)*ls, Vôgels* 1656; *Lepels* 18. Jahrh.; *kętl̥s, någl̥s zaiəls. Jung*(*en*)*s, Derens, Degens.* S. auch die Deminutiva *Rôsskens, Pôpkens, Stückschens* 18. Jahrh. Auch bei den Deminutiven auf *-je*: *döntjes, boltjes, kintjes, grintjes.*

Ferner die Personenbezeichnungen *Mannes, Mans* (s. u. 6) (Mnd. Gram. § 386). Wohl im Anschluss daran mit doppelter Pluralbildung *Frooens* 1791 (jetzt *frôns, fišfrôns*)! *Sôhnes* (wie mnd.) 1656. Einen Gen. Plur. *Sôhnen* im Reim zu *dônen* braucht Brockes.

b) Plural auf *-r* (Neutra und Maskulina). Die umlautlosen Formen der mnd. Zeit sind bewahrt in *Lammer*,[2]) *Kalver* 1656, vgl. *Kalvertâne* 1654.

Auf *-er* gehen aus wie schon im Mnd.: *Wiver* (jetzt *vîba*), *Bôker*, *Kinder*, *Bånder*, *Leeder*, *Hôner*[3]), *Örder* (D. Wolder 1589), *Hôlter.* In *Blåder* 1739, jetzt *blôda* könnte *å* in der Schreibung der Zeit auch schon *ǣ* bedeuten. *Beest* bildet 1580 den Plural, *Beester,* 1739 den doppelten Plural *Beesters*, eine dritte Form *Besten* braucht v. Döhren. Die gleiche Doppelbildung zu *Deert*: *Deerters* 1776. Ebenso *Dingers* 1656 neben *Dingen.*

S. ferner unten c.

Auf das Mask. übertragen ist diese Art der Pluralbildung in *Wôlder* 1686, *Männer* 1703 u. ö., vgl. oben a.

c) Den Plural ursprünglich auf *e* (das später apokopiert wurde) mit Umlaut bilden die Neutra *Glâse, Hôrne* (Bärmann *Hôrn Glåås*). Im 18. Jahrh. zu *Blot* (*dat junge Blot*) *Blôde. Hûs* zeigt Doppelformen *Hûser, Hûse* auch jetzt *hûs'* und *hûsa.* Für *Wôr*(*d*)*e* braucht Brockes auch *Wôrder* wie *Bôker*, 1739 *Schimpwôrder*, *Kraftwôrder.* Jetzt *vöia.* Mask. Plur. nach der *i*-Flexion z. B. in *dôrne* 1602, *Bôhme* 1700.

d) Schwachen Plural, wie er oben schon für *bêst, diŋk* genannt wurde, bildet: *jâr*: *Jahren* 1652, auch Brockes, jetzt *jåan, mit de jåan, jåan laŋk.* Auch im Mnd. kommen schwache Formen vor. *Sinnen* 1686 z. T. sicher nur schriftlich, denn *Sinnen* wird *zin̄* gesprochen. *Perden* 1702; *Finstern.* Feminina: *Sûstern* 1734; *Nachten* Brockes. *Hannen un Föet* 1739, mnd., aber noch bis ins 17. Jahrh. hinein (1654) *Hende Hånd*, jetzt *han̄ hen̄.* Mask.: *stębl̥n.* In *stębl̥n, finstan* hat *n* dieselbe Funktion wie *s* in 2 a, den sonst unkenntlichen Plural vom Sing. zu scheiden.

Zu *fat* Fass bildet man jetzt den Plural *fåtn̥*, in älterer Zeit (1579, 1602) lautet er *vatte.* Bei Bärmann im „Sülwern Book“ wird auch (wie gegenwärtig) *Dack Dacken, Fack Facken* angeführt. S. auch noch *tauən* Taue.

---

[1]) Zur Entstehung s. Mnd. Gram. § 366.

[2]) Der älteren Mundart fremd sind *lemmer, kelvere* 1532, Nd. Korr. 31, 83. Aber *lammer* 1579, Z. d. V. f. Hbg. Gesch. 6, 362.

[3]) Im 17. und 18. Jahrh. so vielfach belegt. S. dazu Nd. Korr. 31, 85, 32, 22. 27.

3. Femininum. Die flektierte Form auf *-en* im Sg. ist in der Uebergangsperiode noch häufig zu beobachten. Dass dies später nur noch traditionelle Schreibung sein kann, ergibt sich aus den Auslautsgesetzen. Mit dem Abfall des auslautenden *e* muss der Sing. der *ô*-Stämme (soweit hier nicht Angleichungen an die schwachen Feminina stattgefunden hatten, in allen Formen endungslos sein wie der Sing. der *i*-Stämme. Nom. und Akk. der *n*-Stämme, die auch endungslos geworden waren, glichen völlig denen der beiden andern Klassen und so wurden allmählich auch Gen. und Dat. in die Analogie der beiden starken Stämme gezogen, zumal die Berührungen zwischen *ô*- und *n*-Stämmen ja immer sehr enge waren. Das 17. Jahrh. zeigt noch zahlreiche *-en* für *ô*- und *n*-Stämme: *an juwer Syden, byer Dören* 1640. *der kerken* Lambeck, Vaget, *orsaken* Lambeck, *der Sünnen, Erden, Flabben, Kipen* 1656 usw. Neben *Köken* 1675 steht aber schon *der Köeck* 1689, *der Straat, Boon, Näess, Dör* (und *Dören*) 1688, die deutlich jene Angleichung schon erweisen. Doch kennt in immer neuer Bestätigung der überaus langen traditionellen Nachwirkung auch das 18. Jahrh. noch die Formen *der Straten* 1700, *up de Straaten van de Straaten* und *van de Straat* „Hbg. Utrop“.

Mit dem Schwinden von Dat.- und Gen.-Formen (diese nur noch im possessiven Verhältnis) kommt praktisch im Neuhbg. nur noch Nom. und Akk. in Betracht.

3. Pronomen.

§ 17. Besonderes Interesse erweckt das Pronomen. Werden doch die scharf ausgesprochenen Formen desselben mit Vorliebe für die Lokalisierung eines Textes herangezogen, wie *mik mek* gegenüber *mi* und innerhalb des *mik*, *mek*-Gebietes *ik, ek. ju:jo* bildet das Hauptkriterium für eine wichtige Unterabteilung in Wredes Mundarteneinteilung; *uns* : *us, jem* (*jim jüm*) : *ehn*(*en*) sind auffallende Merkmale. Wie verhält sich das Hbg. hierzu?

1. Das Verhältnis von hbg. *uns* zu sächs. *ûs* führt in eines der schwierigsten Kapitel des Nd., das Verhalten von Nasal vor Spirant. Im allgemeinen gilt Schwund des *n* vor *s* und *f* als Kriterium für das sächsische Land gegenüber dem Kolonialland, obwohl diese Angabe nicht ohne Zugeständnisse besteht (*gaus* in Mecklenburg, der westlichen Priegnitz. *gense* im sächsischen Gebiet.[1]) Hbg. hat *gôs göiʃ*, es bildet den Plur. auf *-et*. Hier wäre demnach auch *ûs* zu erwarten. Doch hat heute die Elbmündung wie Schleswig-Holstein *uns*. In mnd. Zeit sind die *n*-Formen die Regel in der Schriftsprache. Sie sind es aber — und das scheint mir sehr bedeutsam — auch in der ganzen folgenden Zeit nach Erlöschen der Schriftsprache bis in die Gegenwart. Wir finden hier niemals *ûs* als herrschende Form, können niemals eine Verdrängung von *ûs* durch das heutige *uns* feststellen, wie wir an so vielen anderen Fällen den lautlichen Uebergang

[1]) Zu den Mnd. Gram. § 261 gegebenen Beispielen für *gense* füge ich noch folgende: *gôs* : *gense* Wülfinghausen 1553, Harste 1399; *gôs* : *gense* und *göese* Narrenschip 14d. 14, 9. 14, 30; *gense* Braunschweig, Chron. d. d. Städte 6, 179; *gans gense* Münden 1397.



durch die mehr oder weniger deutliche Ueberlieferung doch herausschälen konnten. *uns* ist zu allen Zeiten ohne Unterbrechung der Reihe das durchaus Regelmäßige, neben dem die verschwindenden Beispiele für *ûs*[1]) nur bewertet werden können, wie die vereinzelten *mik mek jük* (s. u. 4). Daraus, dass *uns* in lückenloser Folge seit dem Mittelalter hier stets nachweisbar ist, ist weiter zu schliessen, dass die mnd. *uns* der heimischen Form entsprechen. Die Kraft der Form *uns*, im Mnd. das *ûs* auf dem weiten Gebiete zurückzudrängen, ist sicher dadurch gestärkt, dass die Lübecker Form durch das Nachbarland mit einer so wichtigen Hansestadt wie Hamburg gestützt wurde. Zur Erklärung darf ich auf die Mnd. Grm. § 261 ausgesprochene Vermutung hinweisen, dass die Nasalierung des Vokals unter Schwund des Nasals nur vor tautosyllabischem Spiranten eintrat. *gôs* neben *uns* ergibt sich dann durch verschiedenen Ausgleich. Wie in dem Nebeneinander von *gôs* und *gense* die eine oder andere Form siegen konnte, so in *ûs* : *unse*. Vgl. as. *ûs* und *unsik*. In unserm Gebiete siegte die Form mit Nasal *unse*, die *uns* nach sich zog, vielleicht noch gestützt durch das benachbarte Kolonialland.

2. Für die Entwicklung von *jô* < *juw* sei auf § 4 verwiesen. Hier sind noch die Possessiva *jôn jûn*[2]) zu erwähnen, die neben *jô jû* in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. einige Male vorkommen, Formen, die wohl ursprünglich aus dem Akkusativ wie *unsen*, *ę̂an* in andere Kasus übertragen sind, aber nur ein beschränktes Dasein führen.

3. a) Der Dat. Plur. des geschlechtigen Fürworts heisst *jəm* (*jim jem jüm*)[3]) in einem Gebiete, das sich von der Unterweser (Bremen Hoya [hier wenigstens im Mittelalter]) bis zur unteren Elbe (Uelzen, das hannoversche Wendland einschliessend) erstreckt. S. auch noch Kohbrok S. 2. 3. Im Mnd. müssen diese Formen dem schriftsprachlichen *em*(*e*) *om*(*e*) *on*(*e*) weichen. Natürlich treten sie in der neund. Zeit hervor, aber wieder bemerken wir die lange Nachwirkung der Tradition. Erst 1653 tritt *jum* auf (1640 *ehn*, 1641 *ehn*, *ehnen*), 1656 noch einmal *ehnen*, und unter den mehrfach gekennzeichneten Einflüssen der Zeit steht *enen* sogar noch im Kindertreck-Discours 1724. Die neue Form steht nicht ganz fest: *jüm* (*jum*), *jim* (*jym*), *jem*[4].) Auch heute schwanken die Schreibungen zwischen *jim* und gewöhnlicherem *jem*.

b) Eine junge Neubildung hierzu ist das Possessivum *jəmêə*. Die Texte des 17. und 18. Jahrh. kennen sie noch nicht als feste Bildung. Der „Hbg. Utrop“, ja noch v. Döhren schreibt *ehre*. Daher ist vereinzeltes *jüm ehr* 1734. 1750 als Gelegenheitsbildung (Umschreibung wie *der Junffer ehre Gunst* 1681 *de . . Brut er . . Broder* 1738) zu bewerten, die erst später fest wird. Bei Bärmann dürfen wir sie trotz des Wechsels mit *åhr* doch schon als durchgesetzt feststellen.

[1]) 1640 a) *user*, b) *vse vser vns vnser*; 1653 *usem u/s uns*; 1705 *us*.

[2]) Vgl. eine entsprechende *n*-Ableitung in flämischen Dialekten. *joen* z. B. bei M. Sabbe.

[3]) Mnd. Gram. § 404 A. 3.

[4]) 1653, 1734 *jum*; 1689, 1703, 32, 34 *jüm*, so auch im „Hbg. Utrop“; 1672, 81, 88 *jim*; 1733 *jem*. Alle drei Formen *jym*, *jüm*, *jem* im „Xerxes“.

4. Zu den ein paarmal im 17. Jahrh. begegnenden Formen *mik mek dik* kann auf die Ausführungen S. 10 verwiesen werden. Vereinzeltes *jick* 1672 ist ebenso aufzufassen. Auch für Hbg. gilt, was das Brem. Wb. sagt: „Man braucht *jik* nur bisweilen, denn ordentlich sagen wir *jou.*" Ordentlich, der Mundart entsprechend, braucht man die alten Dative; *mik, jik* nur als seltenes Lehngut.[1])

Dem ofäl. *mek*-Gebiet gehört auch *ek* an. Gleich wie *mik mek*, so dringt auch *ek* ein paarmal in unsere älteren Texte. — Von dort her wie im Mnd. wohl auch vereinzeltes *öhme öhre* Anfang des 18. Jahrh.

5. Einzelne Formen.

a) Ueber den Gebrauch von Dat. und Akk. des Artikels vgl. S. 8. Mehrsilbige Formen gehen im Dat. und Akk. gewöhnlich auf *-en* aus, *eenen*, aber auch *eenem* mit Herstellung des *m*. Im pers. Pron. ist *em* im Mask. häufig in beiden Formen, seltener *en*. *em* hat sich in der Gegenwart für Dat. und Akk. erhalten. Weitere Ausführungen müssten einem syntaktischen Abschnitt vorbehalten bleiben. Wie bekannt, wird durch fremden Einfluss (hd., bei den Schreibern des Mittelalters wohl auch durch lateinische Schulung) der Zusammenfall von Dat. und Akk. vielfach aufgehoben. Wie tief das hd. Gefühl ging und geht, zeigt sich, wenn Bärmann in seiner Aufstellung im „Sülwern Book" S. 41 nicht nur Dat. und Akk. unterscheidet, sondern es (S. 43) sogar für „Misbruuk" hält, wenn diese „Bögungen" „as't leider Gods hüpig dahn ward" nicht beachtet werden!

b) Nach hd. Muster ist auch die Form *ehnen* ihnen < *ehn* (statt *jem*) 1641 gebildet, ebenso der Artikel *denen* 1654. In das Possessivum dringt gelegentlich die Form *unsern* (*in unsern huse* 1652), die jetzt wohl anders als im Mnd. (Mnd. Grm. § 405, Anm. 1) zu beurteilen ist. Auch ein Reflexivum *ehm* 1654 ist dem nd. Bestande (*sik*) nicht entnommen. — Schliesslich sei noch auf *het* für *it, et* 1701. 4. 9. 24, *hem* ihnen 1708 gewiesen, die auch anderwärts vereinzelt vorkommen, z. B. Itzehoe 1788, Nd. Korr. 13, 67, *hem* im Idiot. Dithmars. bei Richey 412.

c) Das zusammengesetzte Demonstrativum *düsse* zeigt namentlich im 17. Jahrh. zuweilen die Nebenform *disse*, die anscheinend damals für vornehmer galt (Richey 388). Ueber *düe, düje* s. § 14.

d) Neben dem für das nordnds. Gebiet charakteristischen *wol* 'wer' kommt auch (1702. 1732 u. ö.) *wer* (< *we* unter hd. Einfluss) auf, eine Form, die heute in Niederdeutschland verbreitet ist. Daneben die Zusammensetzung *wolkeen* (*welkeen*) 1739; mit Schwund des *l*: *wokeen w'keen* 1775. 76. Daraus entwickelt sich *kên* (wer) *wolkên* ist kaum so jung wie die Ueberlieferung es erscheinen lässt, wenn es gegenüber *wol* auf *wolk* mit bewahrtem *k* zurückgeht. Weniger wahrscheinlich ist eine jüngere Entwicklung aus *welk-ên*.

e) *kên* kein, die heute herrschende Form, tritt im 16. und 17. Jahrh. neben *neen* auf und ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. schon vorherrschend. Es dringt gelegentlich auch in *kemand, keemand* 1708. Doch findet sich die Dialektform *nüms* schon im 17. Jahrh. (1656) neben *nemand*. Im Laufe des 18. Jahrh. wird *nemand* immer seltener, tritt hinter *nüms* zurück.

f) Die Form *yder jeder* hat sich in der alten Ausdehnung noch bis ins 19. Jahrh. erhalten: *jeder Kind* 1657. 72. *Eyne yder Ziffer* 1602. *jedereen, vor jeder eenen*. Dat. *jedern*. *jeder Kind* überliefert Walther noch aus dem Munde seiner Mutter. Dafür auch *elk*.

g) Gegenüber *self* der mnd. Zeit kennt unsere Periode nur noch die Form *sülf* > *zülbm̥*.

---

[1]) Hierher gehört wohl auch *Behödsk* behüte uns < *behöde usk* 1686. Vgl. Rist *„goen Dach gevesk Gott"* Nd. Jb. 7, 154 u. ö.



Johann Heinrich Voss' Wortschatz
mit besonderer Berücksichtigung des Niederdeutschen.[1]

Von **Ernst Schwentner** in Schwerin i. M.

Durchmustert man ein deutsches Wörterbuch, wie etwa das von Kluge, Heyne oder Weigand-Hirt, so stösst man immer und immer wieder auf den Namen: J. H. Voss — ein Zeichen, dass dieser auf die deutsche Sprache einen ganz besonderen Einfluss ausgeübt haben muss. Und in der Tat ist dies auch der Fall, denn nächst Luther und Klopstock dürfte wohl Voss ein Anrecht darauf haben, in der Geschichte der deutschen Sprache einen ehrenvollen Platz zu behaupten. Aber trotzdem ist man bis jetzt ohne eine seiner Sprache gewidmete Sonderarbeit achtlos an ihm vorübergegangen, während man seinen Zeitgenossen, wie z. B. Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller, zahlreiche sprachliche Untersuchungen gewidmet hat.[2] Dies hat wohl hauptsächlich darin seinen Grund, dass Voss' eigene Dichtungen mit Ausnahme seiner „Luise" schon früh der Vergessenheit anheimgefallen sind, während seine Homerübersetzung noch heute in gleicher Weise wie die Shakespeareübertragung von Schlegel und Tieck unübertroffen ist und auch wohl unübertreffbar sein wird.

Voss' Verdienst besteht in erster Linie darin, dem Hochdeutschen viele Wörter, die es im Laufe der Zeit verloren oder auch niemals besessen hat, wieder zugeführt zu haben. Besonders schöpfte er aus dem unversiegbaren Born der nd. Volkssprache, die ihm, dem Sohne eines nd. (mecklenburgischen) Bauern, ganz geläufig war — hat er doch sogar einige Gedichte in nd. Sprache verfasst! Daneben hat er auch aus Wörterbüchern manches alte oder veraltete Wort hervorgeholt und zu neuem Leben erweckt. Aber seine Verdienste sind damit noch nicht beendet. Er hat auch im Anschluss an die klassischen Dichter manche Neubildung geschaffen, der homerischen Sprache hat er viele neue Komposita in den zahlreichen schmückenden Beiwörtern

---

[1]) **Benutzte Literatur.** Luise[1] = Luise. Koenigsberg 1795 (Erste Ausgabe der ursprünglichen Fassung).

Luise[2] = Luise. Tübingen 1807 (Erste Ausgabe der endgültigen Fassung).

Gedichte I. II. = Gedichte I. Hamburg 1785. II. Koenigsberg 1795 (Erste Ausgabe der Gedichte).

S. G. = Sämtliche Gedichte I—VI. Koenigsberg 1802 (Erste Gesamtausgabe der Gedichte).

Grimm, J. u. W., Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854 ff. — Heyne, M., Deutsches Wörterbuch. 3 Bände. Leipzig 1890—1895. — Kluge, F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 7. Aufl. Strassburg 1910. — Weigand-Hirt, Deutsches Wörterbuch. 2 Bände. 5. Aufl. Giessen 1909—1910.

[2]) Die ganze Literatur bei Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache[4] s. 84 ff. — Weise, Unsere Muttersprache, u. derselbe, Aesthetik der deutschen Sprache.



(Epitheta ornantia) nachgebildet und damit in die Literatur eingeführt. Ihm und Rückert, der durch seine meisterhaften Uebersetzungen die orientalischen Literaturwerke den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich machte, verdanken wir zahllose zusammengesetzte Wortgebilde.

Vorliegende Untersuchung soll den Sprachschatz von Voss' Dichtungen, soweit er von der hochdeutschen Schriftsprache abweicht, auf seinen Ursprung hin prüfen. Da er, wie bereits gesagt, meistens aus dem Niederdeutschen geschöpft hat, so mussten natürlich die nd. Mundarten, sowohl das Neuniederdeutsche, wie seine älteren Sprachperioden, das Mittelniederdeutsche und Altniederdeutsche in den Vordergrund gestellt werden. Daneben wurden dann die ihm zunächst stehenden Dialekte, das Niederländische, Friesische und Englische oft herangezogen. Das Hochdeutsche wurde meist nur dann verglichen, wenn es zu zeigen galt, wie das nd. Wort in das Hochdeutsche eingedrungen ist.

Das von mir gesammelte Material beruht auf eigener Durcharbeitung seiner gesamten poetischen Werke. Da die späteren Ausgaben vielfach alte Ausdrücke durch neue ersetzt haben, so bin ich stets auf die ersten Drucke zurückgegangen.

Abēle „Weisspappel" (S. G. V, 149). Von Voss aus dem Nd. aufgenommen, mnd. *abele*, rheinfr. *Belle*, ndl. *abeel*, engl. *abele*. Lehnwort aus frz. *aubel*, das auf lat. **albellus* für *albulus* zurückgeht.

Achel „Aehrenstachel" (Gedichte II, 255). Aus nd. *aggel*, *agel*, ahd. *ahil*, nhd. *achel*, pl „Aehrenspitzen", „Granne".

Befchen „die zwei weissen herabhängenden Läppchen unter dem Kinne des Geistlichen" (Luise[1] II, 54, 253). Schon mnd. *beffe* „Chorkappe", ndl. *beffe*, neundl. *bef* „Kragen".

beiern „den Rand der Glocken mit dem Klöpfel anschlagen" (Gedichte I, 11; II, 175). Nd. *beyeren* (16. Jahrh.), ndl. *beieren*. Dunklen Ursprungs, nach H. Schröder (Germ.-rom. Monatsschrift I, 703) lautnachahmend, auf *bimbambeier* zurückgehend, wie *bimmeln* zu *bim*, *bammeln* zu *bam*, *bummeln* zu *bum*. Von *beiern* abgel. *Gebeier* (Gedichte I, 181).

Bilse „Tollkraut, hyoscyamus" (Gedichte I, 94). Mhd. *bilse*, ahd. *bilisa*, mit anderem Suffix *bilme*, mnd. *bilene*, *bille*, mndl. *beelde*.

biss „sei" (S. G. IV, 30). Mnd.-mhd. *bis*, Imp. zu *bin*.

Bracke „Spürhund" (Gedichte II, 73). Mhd. *bracke*, ahd. *braccho*, and. *bracka*, mnd.-mnld. *bracke*. Dunklen Ursprungs.

Breche „Werkzeug zum Brechen des Flachses oder Hanfes" (Gedichte II, 143). Mhd. *breche*, nd. *brake*, *breke*.

Blaker „Hängeleuchter" (Gedichte I, 117). nd.-ndl. *blaker*, mndl. *blaker* „Leuchter".

Bolle „Samenknopf des Flachses" (Gedichte II, 144). Mhd. *bolle* „Knospe".

Brüche „Geldstrafe, Vergehen" (S. G. V, 32). Aus nd. *bröke*, mnd. *broke*.

bubbeln „Blasen aufwerfen" (Gedichte I, 179). Lautnachahmend, ndl. *bobbelen*, engl. *bubble*, dän. *bolde*, vielleicht auch redupl. Bildung zu *bullern* „Blasen werfend aufwallen".

Bühre „Bettüberzug, Kissenüberzug" (Luise[1] III, 854; Gedichte I, 45). Mnd. *bure*, ndl. (dial.) *buer*, mengl. *bére*, engl. *bear* „Kissenüberzug".

Bulte „bewachsener Erdhügel" (Luise[1] I, 130). Mnd. *bulte* „Haufe, Hügel", ditmars. u. märk. *bült*, *bülten*, ndl. *bult* „Erdhügel, Höcker". Dunklen Ursprungs. Voss leitet es ab von *bühel*, *bühl*, mhd. *bühel*, ahd. *buhil* „Hügel".

bummeln „hangend hin u. herschweben" (Gedichte I, 13). In dieser Bedeutung von Voss in die Literatur eingeführt, jetzt in der Bed. „im Nichtstun umherschlendern". Im Ablaut zu *baumeln* und *bimmeln*. Wohl lautnachahmend. Dazu *ein-bummen* (Luise[1] III, 424), zu bum, bum!

dammeln „sich töricht benehmen, spielen, tändeln" (Gedichte II, 218). Aus dem Nd. schon im 16. Jahrh. belegt.

Desem „Schnellwage" (Gedichte I, 165). Aus dem Nd. urspr. *besemer*, mnd. *bisemer*, dän. *bismer*, aus dem russ. *bezmén*.

Diele „Hausflur“ (Gedichte I, 170). In dieser Bedeutung aus dem Nd., mnd. *dele* „Fussboden, Flur“, ahd. *dil*, *dilla* „Fussboden“, mhd. *dille*. Vgl. Damköhler, Nd. Jahrb. 15, 51.

Dill „Doldenpflanze, anethum“ (Gedichte I, 208; II, 64). Mhd. *tille*, ahd. *tilli*, nd. *dille*, dän. *dild*. Dunklen Ursprungs.

ducken „sich niederwärts zusammenbiegen“ (Gedichte I, 41). Urspr. mit *t* in mhd. *tucken*, *tücken*, bei Luther *ducken*, *tücken*.

Duft „Reif“ (Luise[1] III, 34). In der urspr. Bedeutung bei Voss 'Reif' auf Obst. Ahd. *duft* „Frost“, mhd. *tuft* „Dunst, Reif an Bäumen, anord. *dupt* „Staub“, norweg. *duft*, *dyft* „Mehlstaub“.

Dunen „Flaumfeder“ (Luise[2] III, 599). Mnd. *dûne*, nhd. *Daunen*, auf altnord. *dúnn*, schwed.-dän. *dun* zurückgehend.

Emmerling „Goldammer“ emberiza citrinella (Luise[2] I, 617), auch Aemmerling geschrieben, Abl. von *Ammer*, mhd. *amer*, ahd. *amaro*.

Fälber „Weide, salix alba“ (S. G. II, 196), auch *Felber*, *Falbinger*, spätmhd. *velwer*, spätahd. *velare*, *felwar* „sambucus, paliurnus, vibix“ abgel. von mhd. *velewe*, *velwe* ahd. *felawa*, *felwa* „Weide“.

Farre „unverschnittener Ochse“ (Gedichte II, 70). Mhd. *varre*, ndl. *var*, ags. *fearr*, anord. *farri*.

Ficke „Hosentasche“ (Gedichte II, 195). Nd., schon im 16. Jahrh. belegt; jetzt oberd. (schweiz.) *figge*; dän. *fikke*.

Flaus in *Flausrock* (Gedichte II, 187). Nhd. *Flaus*, *Flausch*, mnd. *vlûs*, *vlûsch*, nd. Wort. *Flausrock* zuerst bei Voss.

Gaffel „Gabel“ (Gedichte II, 9). In nd. Lautgestalt (westfäl. *gaffel*), identisch mit mhd. *gabel*, mnd. *gaffele*.

Gallert „Gelee, schleimiger Saft“ (Gedichte I, 122). *Gallerte* (1691), *Gallert* (1734), *Gallarte* (1678), mhd. *galreide*, *galrede*.

Genst „Ginster, Pfriemenkraut“ (Luise[1] I, 248), *ginst*, *ginster*, *gynster*, ahd. (10. Jahrh.) *geneste* aus lat. *genista*, *genesta*.

gläuben „glauben“ (Luise[1] I, 363). Nebenform von *„glauben“*, mhd. *gleuben* (Luther *gleuben*) neben *glouben*. Im 17. u. 18. Jahrh. (bei Lohenstein, Haller, Freyer) *gläuben*.

grass „wütend“ (Gedichte II, 269). Mhd. *graz* „wütend“, ahd. (adv.) *grazzo* „heftig, stark, sehr“.

gurren „den Laut 'gurr' von sich geben“ [von Tauben] (Luise[1] I, 506; Gedichte I, 107). Mhd. *gurren* = *girren* mit Ablaut mhd. *garren*.

Haber „Hafer“ (Luise[1] II, 221; III, 475; Gedichte II, 147). Mhd. *haber*, ahd. *habaro*. Aus dem Nd. stammt nhd. *hafer* (and. *havoro*, ndl. *haver*, anord. *hafri*, dän. *havre*).

Hambutte „Hagebutte“ (Luise[1] I, 201). *hagebutte*, *hâbutte*, *hânpote* im 15. Jahrh.

Heck „Gattertür“ (Gedichte II, 81). Mnd. *heck*, mhd. *heck* „Hecke, Zaun“.

hehren „verherrlichen“ (S. G. IV, 29). Abgel. von *hehr*, mhd.-ahd. *hêr*, as.-mnd. *hêr*, ags. *hár*, anord. *hárr*.

Heime „Hausgrille“ (Luise[1] I, 503, Gedichte II, 179). Gewöhnlich jetzt im Diminutiv *Heimchen* gebraucht, aber mhd. *heime*, ahd. *heimo*.

Herling „unreife Traube“. Mhd. *herlinc*, bei Luther *heerling*.

hissen „hetzen“, in *anhissen* (Gedichte II, 37). Norweg. *hissa* aus mnd. *hissen*.

Hocke „Haufe aufgestellter Garben“ (Gedichte I, 193; II, 146). Niedersächsisches Wort, mnd. *hocke*, *hake*, altmärk. *hock*, götting. *Hucke*, *Hucken*.

Holm „kleine Insel, Binnenwasser-, Flussinsel“ (Luise[1] I, 569), nd. Wort, mnd. *holm* „Flussinsel“, as. *holm* „Berg, Hügel“, ags. *holm* „das hohe Meer“, engl. *holm* Insel, anord. *holmr* „Flussinsel“, dän. *holm* „kleine Insel“.

hudeln „achtlos jem. behandeln, sich mit jem. herumschlagen, plagen, quälen“ (Gedichte I, 145), dazu *ungehudelt* (Gedichte I, 350) frühnhd. *hudlen* „schlottern“ *herumb huddeln* „sich mit jem. herumschlagen“ von spätmhd. *hudel* „Lumpe, Lappen“, mhd. *huderwât* „Kleidung“.

Hulst „Stechpalme, ilex aquifolium“ (Luise[1] I, 439), auch *Hülst*, mnd.-ndl. *hulst*, ohne *t* in and. *hulis* „Mistel“, mnd. *huls*, nnd. *hulse*, mhd. *huls*, engl. *holly* „Stechpalme“.

Jucht „rotes russisches Leder“ (Gedichte I, 163). Nd. Form mit *ch*, ndl. *jucht*, *jugt*, (1691) *Jochten*, *Juchten*, aber nd. auch *Juften* aus russ. *juftu*.

kabbeln „sich streiten“ (Gedichte II, 182). Md.-nd. *kibbeln*, nd. *kebbeln*, mnd. *kevelen* „schwatzen“, mnd. *kabbelen*.

kahnig „schimmelig“ (Luise[1] I, 73). Mhd. *kâmig*, *kônig*, *camecht* „schimmelig“, abgel. von *Kahm*, md. *Kahn*, mhd. *kân*, *kôn*, mndl. *kaam*, anord. *kám* „Staub, Schmutz“, engl. *coom* „Kohlenstaub, Russ“.

kakeln „gackern, schwatzen“ (Luise[1] I, 239. 242; II, 281). Norddeutsches Wort, mnd. *kakelen*, ndl. *kakelen*, dän. *kagle*. Lautnachahmend.

kalmanken „aus gestreiftem Wollzeug“ (Gedichte I, 163). Abgel. von *kalmank*

„gestreiftes Wollzeug", ndl. *kalamink* aus engl. *calamanco*. Unbekannter Herkunft.

karjolen „rasch fahren" (Gedichte I, 304). *karriolen* von *Karriól* aus franz. *carriole*, mlat. *carriola*.

Kieke in Feuerkieke „durchlöchertes Blechgefäss, in das ein Topf mit glühenden Kohlen gesetzt wird, zum Wärmen der Füsse" (Gedichte I, 165). Nd. Wort, mnd. *kike*, dän. *ildkikkert* „Feuerkieke". Dunkler Herkunft.

Klatten „Kleiderfetzen" (Gedichte I, 197). Nd. *klâter* „Fetzen, Lumpen", mnd. *klatte* „Kleiderfetzen", davon abgeleitet *klaterig* „schmutzig", nd. *klâterig, klatterig* „schmutzig, zerlumpt".

Klunker „Troddel, Quast" (Gedichte II, 73). Mitteld. u. nd. Wort, verwandt mit mhd. *glungeler* „Troddel", *glunke*, ahd. *glonko* „Klumpen".

kneipen „zwicken" (Gedichte I, 104; II, 223). Nd. Wort, mnd. *knîpen* ins mitteldeutsche *kneypen* übergegangen, clev. *knyppen, nippen*, mengl. *nipen*, engl. *nip* „kneipen".

Knocken - flachs (Gedichte I, 45; II, 145). *Knocke* „zusammengeflochtener Zopf gehechselten Flachses", nd. Wort, *knokken*, hamburg. *knuck*, livl. *knucke*, mnd. *knucke, knocke*, mengl. *knoche* „Bündel".

Knütte „Strickzeug" (Luise[1] I, 546; Gedichte I, 99). Schon 1639 belegt, bei Fritz Reuter *Knütt*, dazu *knütten* „stricken", mnd.-nnd. *knutten*, ags. *cnyttan*, engl. *knit*.

Kober „Korb" (Gedichte I, 186). Md. (1422) *kober*. Norddeutsch u. ostmitteldeutsch.

koránzen „umherrennen" (Gedichte I, 294). Bei Reuter *kuranzen* „hochschwingen, prügeln", Streckform zu *kranzen* (vgl. Schröder, Streckformen 106).

krampen in zu-krampen (Luise[1] III, 136; Gedichte I, 171) u. auf-krampen (Luise[1] III, 203). Abgel. von *Krampe*, md.-mnd. *krampe*, and. *krampe*, ndl. *kram*, engl. *cramp*, ahd. *chramph* „Hacken".

Kräusel „Kreisel" (Gedichte I, 314). Md. *krûsel*, mnd. *crusel* (1424).

Krollhecht „ringförmig gebogener kleiner Hecht" (Luise[1] II, 334). *Krolle* „Haarlocke", md. *krolle*, nd. *krulle*, mndl. *krul*, spätmhd. *krülle*.

Krumen „Brosamen" (Gedichte II, 68). Md. *krume*, mnd. *krome, krume*, mnd. *krôm, kröme*, ndl. *kruim*, ags. *cruma*, engl. *crum*, anord. *krumr*.

kühlig „kühl" (Luise[1] II, 64). Nd. *kölig*, zu *kühl*, ndl. *koel*, mnd. *kôl*, md. *kûle*, ags. *cól*, engl. *cool*.

küren „mit Prüfung wählen" (S. G. V, 92). Ostfries. *küren*, mndl. *coren*, abgel. von *Kur* „Wahl", md. *kur, kure*, mndl. *cure, core*, ags. *cyre*, mnd. *kore*.

Kumme „tiefe Schale" (Luise[1] I, 157; III, 517; Gedichte II, 154. 212), nd. Wort. Nd. *kumm, kumme*, ndl. *kom*, mnd. *kumme*.

Küper „Küfer" (Gedichte I, 149). Nd. *küper*, ndl. *kuiper*, mengl. *cowper*, engl. *cooper* aus mlat. *cuparius*.

Lünse „Achsennagel vor dem Rade" (Luise[1] III, 554). Aus dem Nd., md. *lunse*, mnd. *lunse, lünse*, and. *lunis*.

mäkeln „kleinlich tadeln" und durchmäkeln (S. G. V, 92; Gedichte I, 312). Auch bei Herder (1769) *mäckeln*, aus dem nd. *mäkeln* „kritteln", aus *mäkeln, makeln* „Maklergeschäfte treiben" entwickelt, nd. *mäkeln*, ndl. *makelen, maeckelen*.

Marsch „fruchtbare Niederung" (Gedichte I, 305). Nd. Wort, mnd. *mersch, marsch*, mndl. *mersche, maersche*, ags. *mersc*, engl. *marsh*.

Mette „fliegender Sommerfaden, Marienfaden" (Luise[1] III, 17). Nd. Wort, *Mettken-Sommers, Metjensommer, Sommer-Mettjens* „Mariengarn". *Metj, Mette, Mettke* ist nd., entstanden aus *megedekin* „Mädchen", vgl. Nd. Jb. 37, 74. Auch bei Klopstock (Oden): umschwebt von ziehenden Metten.

Mümmelchen „Wasserlilien, nymphaea alba" (Gedichte I, 106; S. G. V, 150). Aus dem Nd., mnd. *mümmelken*, dann hd. *mummel, mümmel*, vgl. auch Mummenbrau (Gedichte II, 257), wohl identisch mit *Mummel* „vermummte Gestalt".

munkeln „leise heimlich reden" (Gedichte I, 17; II, 139). Mnd. *munkelen*, ndl. *monckelen*. Iterativform von älternhd. *muncken* „heimlich reden", mndl. *monken*.

nährig „sparsam, knapp" (Gedichte II, 188). Sonst nhd. *nährlich*, spätmhd. *naerlich*, md. *nêrlich*.

Nipp „Schluck" (Gedichte I, 284). Von Voss zuerst gebildet nach nd. *nippen*, mnd. *nippen*, bayr. *nipfen, nepfen*, henneb. *nöpfen*.

olmig „faul, von Fäulniss angefressen" (S. G. II, 138). Nd. *olmig, ulmig*, mnd. *olmech*, abgel. von *Olm* „Holzmulm", nd. *olm, ulm*, ndl. *olm*.

Packen „Bündel" (Gedichte I, 89). Nebenform von *Pack*, mnd. *packe* „Bündel, Packen".

Petze „Hündin" (Gedichte I, 70). *Pez*, erst im 17. Jahrh. belegt als *Pätz, Bätz*. Unerklärt.

plärren „schreien, weinen" (Gedichte II, 140). Im 16. Jahrh. *blären, blerren*,

nd. *blarren*, ndl. *blaren* „blöken", engl. *blare* „brüllen". Lautnachahmend.

Pose „Federspule" (Gedichte I, 168). Von Voss aus dem Nd. eingeführt.

prall „stramm, gedrungen" (Gedichte I, 66; II, 27, 256; S. G. IV, 88), nd. Wort, Nd. *pral*, mnd. *pral* „schön, herrlich".

prickeln „eine Empfindung wie lauter kleine wiederholte Stiche haben" (Gedichte I, 109). Erst im 18. Jahrh. in der Schriftsprache, nd. Wort, nd. md. *prickeln, preckeln* „stacheln, peinigen", mnd. *prickelen*. Iterativform von md. *priken*, nd. *pricken*, ndl. *prikken*, dän. *prege, prige*, schwed. *prika*.

purren „mit etwas Spitzem stechen" [von Mücken] (Gedichte I, 273, 276). Nd. Wort, mnd. *purren*, clev. (1477) *porren*, dän. *purre*.

Quecke „Weizengras, triticum repens" (S. G. III, 112). Mnd. *queken*, clev. (1477) *qwecke*, mndl. *kweek-gras*, ags. *cwice*, engl. *quitch-grass*, norweg. *kveke*, dän. *kvik-gräs*.

Quendel „die Pflanze thymus" (Gedichte II, 178). Mhd. *quendel, que(n)nel, kundel*, ahd. *quenala, chenula, konala*, and. *quenela*, ndl. *kwendel*, ags. *cunelle*. Aus lat. *cunela, cunila*, gr. *κονίλη*.

Querle „Quirle" (Luise[1] I, 198). Md. *quirrel, querel*. Mit Uebergang von *tw* in *qu* zu ahd. *dweran* „drehen, rühren", mhd. *twern*. Verb. *querlen* (Gedichte I, 92), *ungequerlt* (Gedichte II, 126).

rabbeln „sich unvernünftig gebaren" (Gedichte II, 129). Nd. *rabbelen, rabbeln* „viel schwatzen", ndl. *rabbelen*, engl. *rabble*, norw. (dial.) *rabla*.

Rack „Arrak" (Gedichte I, 65). Engl. *rack*, auch bei Klopstock.

Rade, „Kornrade, Unkraut im Getreide, agrostemna" (Gedichte I, 129). And. *rado*, mnd. *rade, radel*, ahd. *rato, rado*, mhd. *ra(t)te*. Unerklärt.

Rak „Mandelkrähe, coracias garrula" (Luise[1] I, 506). Nd. *racker*, nach dem Schrei *rack, rack*.

Rammler „männlicher Hase" (S. G. V, 32). Mhd. *rammeler, remler* „Widder", *Rammler* bedeutet auch „Schafbock" zu *rammeln* „sich begatten", mhd. *rammeln*, ahd. *rammilôn* „bespringen".

Reiger „Reiher" (Gedichte II, 4), im nhd. gew. *reiher*, aber mhd. *reiger, rêger*, ahd. *rêgera*, mnd. *rêger*.

Reuter „Reiter" (Gedichte I, 201). Nach ndl. *ruyter, ruiter*, mnd. *ruter*.

Riole „Bücher-, Warenfach" (Luise[1] II, 68). Zuerst bei Voss aus nd. *riôle* „Regal".

Salm „Psalm" (Gedichte I, 12). Von Voss aus dem Nd. aufgenommen, aber schon mhd. *salme, salm*, ahd. *salmo*, mnd. *salm* aus gr.-lat. *psalmus*.

Salse in Herings-Salse „salzige Tunke" (Gedichte II, 212). Mhd. *salse* aus lat. *salsa*.

sämisch „weich" (vom Leder) (Luise[1] I, 104). 1420 *semissleder*, 15. Jahrh. *sâmisch, saemisch, semss* wohl aus tschech. *zámiš*, pol. *zam(e)sz*, russ. *zamša*.

Sasse „Niedersachse" (Gedichte II, 216, 256). Aus mnd. *Sasse* „Sachse".

Schafthalm „Schachtelhalm, hippuris vulgaris" (Luise[1] I, 115). 1482 *schafftel* „Binse" von *Schaft*, mhd. *schaft*, ahd. *scaft*, as. *scaft*, ags. *sceaft*, anord. *skapt*.

schal „fade, geschmacklos" (Gedichte II, 280). Mnd. *schalich*, mhd. *schal* „trübe", nd. (1424) *schal*. Dunklen Ursprungs.

Schauer „Wetterdach" (Luise[1] II, 224). Mhd. *schûr*, ahd. *scûr*, and. *scūr*, mnd. *schūr*, afrs. *skûre*, dän. *skur*.

schämig „schamhaft" (Luise[1] III, 723; Gedichte II, 165). Mhd. *schemec, schemic, schamec*, ahd. *scamig*, ags. *sceamig* in *un-sceamig*.

Schebe „Flachs-, Hanfstengelsplitter" (Gedichte II, 143), nd. Wort. md.-nd. *schebe*, mnd. *scheve, scheff*, engl. *shive*.

schiel „schielend, triefäugig" (Gedichte I, 310), md. *schiel, schel*, mhd. *schilch, schelch*, ahd. *scelah*.

schieren „klar, hell, rein, lauter" (Luise[2] III, 518). Mit *-en* abgel. von *schier*, mnd.-nnd. *schîr*, as. *skîri*, afrs. *skîre*, ags. *scír*, engl. *shire, sheer*, anord. *skírr, skœrr*, dän. *skjär*, got. *skeirs*, ins Hd. aufgenommen, mhd. *schîr*.

Schlenter „nachschleppendes Kleid" (Gedichte I, 22), nd. Wort. Nd.-ndl. *slender*, anord. *slentr*, dazu nhd. *Schlender* „Schleppkleid, altgewohnt gemächliche Handlungsweise".

Schlump „Glücksfall" (Gedichte II, 256). Von Voss aus dem Nd. aufgenommen, mnd. *slump*.

Schnucke „Schaf kleiner Art auf mageren Heiden Niederdeutschlands" (Gedichte II, 297). Nd. *snucke, snicke*. Herkunft dunkel.

Schöps „verschnittener Schafbock" (Gedichte I, 350). Ostmd. *schopz*, bei Luther *Scheps*, bayr.-schles.-oesterr.-thüring. *schöps*, ostfrk.-oberpfälz. *schötz, schütz* aus tschech. *skopec* „Hammel".

Schrot „Fetzen, abgeschnittenes Stück" (Gedichte II, 60). Mnd. *schrôt*, ahd. *scrôt*.

Schwaden, Schwad „Reihe abgemähten Grases oder Getreides" (Luise[1] I, 596; Gedichte I, 177, 180; II, 118, 274). Nd., ursprünglich „Sense"? Mnd. *swade, swat*, mndl. *swade*.

Schwengel „Klöpfel einer Glocke" (Luise[1]

II, 206). Md. *swengel,* mnd. *swengel,* von älternhd. *schwengen,* mhd. *swenken* „schwingen machen".

Schwinge „Schwingholz zum Flachsschwingen" (Gedichte II, 144), mhd. *swinge,* ahd.-and. *swinga,* ndl. *swinghe.*

Seben „Sebenbaum, juniperus sabina" (Gedichte I, 94), mhd. *seven,* früh.-mhd. *savine,* ahd. *sevina* aus mlat. *savina, sabina,* dazu ags. *safine,* engl. *savin.*

Seiger „Turmuhr" (Luise[1] I, 130). Md. *seiger* „Turmuhr", mhd. *seigaere, seiger* „Wage" von mhd. *sîgen,* ahd.-as. *sîgan* „sinken", ags. *sígan,* anord. *síga* „sich senken, sinken".

seigen „Flüssigkeit zur Läuterung durch englöcherigen Körper laufen lassen" (Gedichte II, 184). Md. *seigen,* mnd. *sigen,* ahd. *sîhôn,* mhd. *sîhen,* ags. *séon,* ndl. *zijgen* „durchseihen".

Spaden „Spaten. Werkzeug zum Graben" (Gedichte II, 158), nd. Wort. Mnd. *spade,* and. *spado,* mndl. *spade,* nndl. *spade,* afrs. *spada,* ags. *spaedu, spadu, spada,* engl. *spade,* dän. *spade,* erst im 16. Jahrh. ins Hd. aufgenommen.

spaltig (Luise[1] I, 519). Md. *speltig, speldig,* ahd. *spaltig,* mhd. *spaltec* von spalten, ahd. *spaltan* usw.

Sparren „schrägliegender Dachbalken" (Gedichte II, 139). Mhd. *sparre,* ahd.-and. *sparro,* mnd.-mndl. *spare,* mengl. *sparre,* engl. *spar.*

Spillbaum „Pfaffenhütlein, evonymus europaeus" (Luise[1] I, 197). Auch *Spindelbaum,* ahd. *spi(nni)boum,* ferner *Spillbaumlöffel* (Gedichte II, 179), *Spillbeeren* (S. G. V, 8).

spröck „zerbrechlich, brüchig, mürbe" (Luise[1] III, 726), nd. Wort. Von Voss aufgenommen, nd. *sprok,* ndl. *sprock, sporch,* mnd. subst. *sprock, sprockel* „dürres leicht zerbrechliches Reisig", nndl. *sprokkel.*

spützen „spucken, Speichel auswerfen" (Gedichte II, 38). Schon bei Luther, Marc. 7, 33 und 8, 23, im 14. Jahrh. *spützen* belegt, md. (14. Jahrh.) *spûtzen.*

Stint „kleine Lachsart, salmo epulans" (Gedichte II, 160). Aus nd.-mnd. *stint,* aus dem Nd. ist dän. *stint* entlehnt, mhd. *stinze,* hd. auch *stinz.*

Stülpe „Deckel zum Ueberstülpen" (Gedichte II, 63). Aus dem Nd., mnd. *stulpe,* dazu *stülpen* „etwas zudecken" (Gedichte II, 155, 122), nd. *stulpen, stülpen,* ndl. *stulpen* „umkehren".

töppeln in ge-töppelt (S. G. II, 139) „mit einem Federbusch versehen" zu *Töppel* „Federbusch (der Hühner)", dem. zu *Topp* „Haarbusch", ags. *topp* „Haarlocke", engl. *top,* anord. *toppr* „oberste Spitze", dän. *top* „Gipfel, Spitze", md. *zopp* „Haarflechte", afrs.-ndl.-mnd. *top.*

trappen „laut auftreten" (Gedichte I, 182), nd. Wort. Mnd. *trappen,* ndl. *trappen* engl. *trape.*

Tremse „Kornblume" (Luise[1] I, 101; Gedichte I, 35). Meckl.-nd. Wort von Voss 1785 aufgenommen. Bei Adelung (1780) als nd. bezeichnet.

trotten „laufen" [von Pferden] (Gedichte II, 182. 222). Schon im 15. Jahrh. belegt.

Trüffel „essbarer Erdschwamm" (Gedichte I, 123), 1741 zuerst belegt. Für ndl. *truffel* aus frz. *truffe.*

Tüder „Strick zum Anbinden des Viehes auf der Weide" (Gedichte I, 12). Nd. *tüd(d)er, tödder, tüer,* mnd. *tûder, tudder,* ofrs. *tüdder,* dän. *töir,* ahd. *ziotar,* mhd. *zieter.*

Tülle „Röhre an Leuchtern" (Luise[3] III, 542). Im 17. Jahrh. *Dille,* nnd. *dille,* mhd. *tülle.* Unsicherer Herkunft.

wabbeln „sich in schwankender Bewegung befinden" (Gedichte II, 182). Md. und nd., engl. *wabble* „schlottern", anord. *vafla* „wankend gehen".

wackeln „hin u. herschwanken" (Gedichte I, 111; II, 12), nd. Wort. Md. *wackeln,* mnd. *wagelen,* mndl.-ndl. *waggelen,* engl. *waggle,* dän. *vakle.*

wählig „ausgelassen, munter, lustig" (Luise[1] III, 464) und *wählich* (S. G. V, 184), nd. Wort. And. *welag* „reich", mndl. *welech,* ndl. *welig* „üppig", ags. *welig* „reich", abgel. von as. *welo* „Reichtum", ags. *wela, weala, weola.*

Werder „Flussinsel" (Gedichte II, 98). Md. *werder,* mhd. *wert* „Insel, Halbinsel", ahd. *warid, werid* „Insel", ags. *w(e)arod* „Strand, Küste".

Wiem in Fleisch-wiem „Latten, an denen zu räucherndes Fleisch über dem Herde hängt" (Gedichte II, 63). Nd. *wîme(n), wîm,* mnd. *wîme* „Stange zum Räuchern", mndl. *wimme,* ndl. *wieme* „Räucherkammer".

Worfeldiele (Gedichte II, 147). Zu *worffeln* „Getreide zur Reinigung gegen den Wind werfen", spätmhd. *worfen.* Vgl. ahd. *wintworfa* „Wurfschaufel".

Zieselbär „herumgeführter, zahmer Bär" (Gedichte I, 349), daneben *Zeiselbär.* Herkunft unklar. Wohl nicht zu *Zeidelbär* (nd. *tielbār,* mnd. *tîl(e)bere*), wie Voss es will.

Zwickel „keilartiger Zwischeneinsatz an Strümpfen" (Luise[1] I, 119; Gedichte I, 137), mhd. *zwickel* „Keil".

Die niederdeutsche Literatur im 18. Jahrhundert.

Von **Wolfgang Stammler**, z. Zt. im Felde.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass seit dem 16. Jahrhundert die niederdeutsche Sprache langsam, aber sicher von der hochdeutschen verdrängt wurde. Sowohl im sprachlichen wie im literarischen Leben machte sich das bemerkbar. In Hannover stammt z. B. das erste hochdeutsche Ratserkenntnis aus dem Jahre 1564, während noch bis 1587 in den Verhandlungen der Zünfte das Plattdeutsche die Oberhand behielt. Aehnlich war es auf dem Gebiete der Literatur. Noch in den Zeiten der Reformation wurden Luthers Schriften ebensogut wie seine Bibelübersetzung rasch ins Niederdeutsche übertragen und dadurch dem gemeinen Manne zugänglich gemacht. Anderseits druckten die Rostocker Brüder vom gemeinsamen Leben Emsers von Luther abhängige Verdeutschung des Neuen Testaments niederdeutsch ab. Doch das Volk lernte bald auch hochdeutsch verstehen und lesen, die früher zahlreich notwendigen Neuauflagen der plattdeutschen Bibeln werden immer seltener, die letzte erscheint im Jahre 1621 in Goslar. Etwa um 1600, können wir feststellen, hört die Geltung des Niederdeutschen in der Literatur Norddeutschlands auf; nur in Volksliedern, Hochzeits- oder ähnlichen Gedichten und in Zwischenspielen auf der Bühne fristet es sein Leben. Ein Satiriker wie der sprachgewaltige Johann Lauremberg konnte die Entwicklung der Zeit auch nicht aufhalten.

Da bietet nun die Betrachtung der niederdeutschen Literatur im 18. Jahrhundert ein interessantes Schauspiel insofern, als wir ein allmähliches Sinken, fast vollständiges Untergehen und leises Erwachen des Niederdeutschen darin beobachten können. Etwa um die Mitte des Jahrhunderts nimmt offenbar die Teilnahme des Publikums an plattdeutscher Sprache zu, zunächst in wissenschaftlichen Kreisen, und es wagen sich ernsthafte Versuche hervor, diese Sprache wieder literaturfähig zu machen.

Gleich am Beginn des 18. Jahrhunderts steht eine wissenschaftliche Arbeit, die gegen die Ueberheblichkeit des Hochdeutschen Front machen und dem Niederdeutschen seinen gebührenden Platz erwerben will: die Rostocker Dissertation „*De linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu injusto*, Von unbilliger Verachtung der Plat-Teutschen Sprache“ (1704), welche den aus Tondern gebürtigen Bernhard Raupach zum Verfasser hat. Mit tiefer Wehmut beklagt da Raupach, dass die niederdeutsche Sprache herab-

gesunken sei zu den Niederungen der Poesie, nicht mehr für hoffähig gelte und in elenden Bauernhütten ihren Aufenthalt nehmen müsse; merkwürdig ist es, dass er ihren Gebrauch in öffentlichen Reden, Predigten, Hochzeits- und Leichengedichten vermißt. Voll leidenschaftlicher Liebe zu seiner Muttersprache, rühmt er ihr Zierlichkeit, Anmut und Fülle nach, und traurig prophezeit er, sie werde, dem Hasse, der Verfolgung, dem Gelächter preisgegeben, bald ganz verschwunden sein. Raupachs Voraussage hat sich glücklicherweise nicht erfüllt, und der Verfasser sah zu schwarz in die Zukunft.

Aber neun Jahre später schrieb ähnlich verteidigend Georg Leopold Pontanus in der „Anleitung zur Harmonie der Sprache" (Braunschweig 1713) die beherzigenswerten Worte: „Es irren diejenigen gar sehr, so sich einbilden, daß an der westfälischen und niederdeutschen Sprache nicht groß gelegen sei, so daß man aus derselben den Ursprung fremder Wörter nicht herholen könne, weil sie, weiß nicht wie, hart, grob barbarisch und bäuerisch klinge, denn eben deswegen muß man sie billig am meisten ästimieren und allen andern Sprachen, die zierlicher und kultivierter und folglich auch viel jünger sind, weit vorziehen. Der Bauer ist ja eher gewesen als der wohl beredte und galante Hofmann."

Noch war damals die Umgangssprache allgemein in Norddeutschland niederdeutsch, nicht nur auf dem Lande, auch in den unteren und mittleren Kreisen der Hansestädte; den besten Beweis dafür liefern die meist humoristischen Gelegenheitsdichtungen des Hamburgers Michael Richey, und wenn ein Mann wie Barthold Heinrich Brockes 1716 Hochzeitscarmina und Glückwunschgedichte im Hamburger Idiom verfassen und drucken lassen konnte, so war der Dialekt doch ohne Zweifel in den reichen Kaufmannskreisen gebräuchlich und verständlich.

Sechs Jahre nach Raupachs Klageschrift erschien des Helmstedter Professors Hackmann Ausgabe von „Reinke de Vos mit dem Koker" (1711). Hackmann behauptete, dass beide Gedichte aus derselben Zeit herrührten, und zwar aus der mittelniederdeutschen. Scheller, den man vielleicht, trotz seinem Dilettantismus, den Begründer der niederdeutschen Literaturforschung nennen darf, verurteilte den „Koker" als ein Machwerk Hackmanns oder seiner Freunde und stützte sich dabei auf die angebliche Neuheit vieler Formen und die Dürftigkeit des Inhaltes. Allein es steht jetzt fest, dass Hackmann nicht imstande war, seine plattdeutsche Muttersprache rein zu schreiben, geschweige denn, die mnd. Sprache nachzuahmen; so nimmt er viele hochdeutsche Formen und Wörter herüber, wie die Vorrede zum „Koker" und ein plattdeutsches Gedicht von seiner Hand lehren. Ferner steht der Autor des „Koker" auf rein katholischem Boden, ohne dass ein Gegensatz, wie er durch die Reformation gegeben war, uns entgegentritt. Viele unverständliche Stellen beweisen schliesslich, daß Hackmann ein altes Manuskript falsch gelesen hat. Danach ist an der Echtheit des „Koker" nicht mehr zu zweifeln; nicht Hackmann ist der Verfasser, sondern, wie die Reime beweisen, ein Zeitgenosse des Dichters des „Reinke de Vos", aus der Mitte oder vom Ende des

15. Jahrh.; ob wirklich der Braunschweiger Zollschreiber Hermen Bote, bleibt späterer Forschung vorbehalten. Jedenfalls gehört der „Koker" nicht der nd. Literatur des 18. Jahrh. an.

Wenn wir von Brockes absehen, so ist der erste wahre Dichter, der uns in diesem Zeitraum begegnet, Joachim Beccau (1690—1755). Außer einer Anzahl von Operntexten gab er 1719 „Zuverlässige Verkürzung müßiger Stunden, bestehend in allerhand weltlichen Poesien" heraus. In ihnen steht mitten unter Epigrammen, Grabschriften, Gelegenheitsgedichten und galanten hd. Versen, wie eine kräftigblühende Feldblume unter Treibhauspflanzen, das köstliche plattdeutsche Dorfidyll „Oltfränckische Schnickschnack twischen Hans und Gretje". Hans und Gretje hecheln miteinander den ganzen Dorfklatsch durch: wie sich Dreves Heeckelteen mit saurer Mühe um Aalheit Goossfoht bewirbt — sie ist zwar hässlich, nennt aber 50 Taler ihr eigen —, und was Hinnerk Schröder dazu sagt, und woher Antje Spatt ihren Buckel bekommen hat; mit schnippischer Sprödigkeit, mit derben und wenig salonfähigen Ausdrücken wehrt Gretje anfangs den verliebten Hans ab und macht ihn in weiblicher List auf Marten Kneesch eifersüchtig; Hans entwirft ein schmeichelhaftes Bild von ihren körperlichen Reizen und hausfraulichen Tugenden, und als er gesteht, er besitze zwei Katen und 10 Mark bar und erbe dereinst — wenn seine sieben Brüder gestorben seien! — 100 Mark, gibt sie ihm das Jawort; reizend sträubt sie sich gegen den ersten Kuß, und einig scheiden die beiden Liebenden auseinander. Ein lebensvolles Gemälde der unsentimentalen Zuneigung der Landleute wollte Beccau entwerfen und der süsslichen, unwahren Schäferpoesie seiner Zeit zum Muster vorhalten. Allerdings, er selbst fühlt sich doch hoch erhaben über die plumpen Bauern, so gut er auch ihre Sprache versteht und wiedergibt, und die schönste Schmeichelei, welche Hans seiner Gretje sagen kann, besteht darin, dass sie „van unnerup bet baven recht as en Börgers Kind" aussähe. Wenn es aber dem Holsteiner Archidiakonus auch nicht um ein ernstes Literaturerzeugnis zu tun war, sondern eher um einen behaglichen Scherz für seine Freunde, so haben wir doch in seiner vollsaftigen Darstellung das älteste niederdeutsche Dorfidyll zu erblicken.

Auch Mecklenburg, das im 17. Jahrh., abgesehen von Lauremberg, nichts hervorgebracht hatte, regte sich. Hans Albrecht v. Plüskow reimte „De eenföldige Schnack van Chim den Fürsten-Buren un eene glücke Antwort van Hansen eenes Junkers Unnerdahnen" (1719), langatmige strophische Zwiegespräche zweier Bauern über die Streitigkeiten des Herzogs Karl Leopold mit der Ritterschaft.

Einen guten Ueberblick über die Leistungen der norddeutschen Dichter im ersten Drittel des 18. Jahrh. gewährt die Sammlung, welche Christian Friedrich Weichmann unter dem Titel „Poesie der Niedersachsen" in sechs Teilen von 1725 bis 1738, z. T. von anderen fortgesetzt, in Hamburg veröffentlichte. Die Mehrzahl der darin vertretenen Autoren schreibt in hochdeutscher Sprache, indes auch einzelne niederdeutsche Poesien sind eingestreut. Brockes' beide schon angeführte Gedichte finden sich wiederabgedruckt. Ein

Hochzeitsglückwunsch von Heinrich Bokemeyer ist besonders gut gelungen: nachdem zuerst der Dichter selbst seinem Kollegen, dem Konrektor Pohlmann in Braunschweig, in hochdeutschen Versen gratuliert hat, tritt die „plattdütsche Sprak, de sick nich afstöten laten well“, auf, um ihrerseits dem Bräutigam ihren Glückwunsch in Braunschweiger Mundart abzustatten; denn er habe sie stets verehrt, und in den jetzigen Zeiten, wo sie nicht für fein gehalten werde, getröstet und hochgeachtet. Mit drei nd. Gedichten ist Johann Grupe, wahrscheinlich der älteste Bruder des Hannoverschen Bürgermeisters Christian Ulrich Grupen, vertreten; zwei sind Glückwünsche an seine Landesherren, den König von England und den Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg; in origineller Weise tritt Grupe nicht selbst als Gratulant auf, sondern lässt stets Bauern, einmal Tönnies Dreves aus Buxtehude, dann Johann Gorries aus Oehlkassen am Hils, in Lüneburgischem und Calenbergischem Platt sprechen; dadurch gewinnt er die Möglichkeit, volkstümliche Ausdrücke reich zu verwenden, und es ist ihm gelungen, die Freude der Untertanen mit anschaulichen und naturwahren Farben zu malen. Von gleich lebendiger Erfindungsgabe und feinem Humor zeugt das dritte Gedicht, wiederum ein Hochzeitscarmen. Derberer Humor beseelt das in grobkörnigten Alexandrinern verfaßte Poem von Weichmann dem Jüngeren, dem Sohne des Herausgebers, zur Hochzeit seiner Schwester. Belanglos ist ein Epigramm auf Karl XII. von Johann Sigismund Pilgrim. Umso erfreulicher ist eine leider ephemere Erscheinung wie die der Dichterin Curtia, der Tochter eines Pfarrers zu Römstede. Die Tradition der weiblichen Schriftstellerei ist in Niederdeutschland ja seit Hrotsvith nicht abgeschnitten; ich brauche nur an eine so kraftvolle und sympathische Persönlichkeit wie Frau Anna Owena Hoyers zu erinnern. Demoiselle Curtias hd. Verse sind freilich nicht originell; ihr Vater hat sie offenbar geschult an den Poesien der Schlesischen Dichter. Dagegen sticht das nd. Gedicht auf die königliche Jagd in der Göhrde am Hubertustag ganz vorteilhaft davon ab; den Dialekt beherrscht Curtia vollkommen, gewandt fließen ihr die Reime zu, und glatter, als die hd., gelingen ihr die nd. Alexandriner. Ein Bauer staunt die Hofjagd und ihr Drum und Dran an und erzählt mit Zwischenrufen des Erstaunens und der Bewunderung von den herrlichen Sachen, die er da gesehen und gehört. Aus genauer Beobachtung ihrer Umgebung hat die Pfarrerstochter dies Gedicht gestaltet, und wie Grupe hat auch sie den Charakter der Bauern um die Göhrde in poetischer Wahrheit dargestellt. Leider ist es bisher das einzige Gedicht in plattdeutscher Sprache, das sich von Demoiselle Curtia aufgefunden hat; doch schon mit ihm allein macht sie manchem ihrer Sangeskollegen den Platz auf dem niederdeutschen Parnaß streitig.

Noch scheint es, als ob die nd. Literatur sich aufraffen und neue Höhen erklimmen will. Um 1715 dichtete in einem Oldenburger Pfarrhause Frau Magdalene Eccard in einfachen herzenswahren Tönen hoch-, aber auch niederdeutsche Poesien, welche eine zufriedene und gottesfürchtige Grundstimmung atmen. Und eine Generation

später (1748) stellte im Osten Anna Renate Breyne, ein Danziger Bürgerskind, ihre „Kleine Sammlung Poetischer Einfälle bey müssigen Stunden“ handschriftlich zusammen, welche auch launige „Sendschreiben“ in Danziger Platt enthält, humorvoll und lustig, mit ansprechender dichterischer Begabung verfaßt.

Ein interessantes und geglücktes Experiment wagte der Prediger Caspar Abel (1676—1763), indem er des Franzosen Boileau Satiren, Vergils Eklogen sowie Oden und Satiren des Horaz in niedersächsische Verse brachte. In der Altmark geboren, wo die nd. Sprache zwar auf dem Lande noch unbestritten herrschte, in den Städten doch schon merklich zurückwich, später Landprediger zu Westdorf bei Aschersleben, an der äußersten Grenze der altheimischen Mundart, mußte Abel deren immer mehr einreissende Vernachlässigung und ihren steten Rückzug vor dem Hochdeutschen mit aufrichtigem Bedauern wahrnehmen, zumal er durch historische Studien in den alten Urkunden und Chroniken sie noch als hochausgebildete Schriftsprache kennen und schätzen gelernt hatte. Daher wollte er selbst Abhilfe schaffen und machte sich rüstig ans Werk. Ganz auffallend ist der Unterschied zwischen seinen eigenen hd. Gedichten und den nd. Uebertragungen. Die hd. Poesien sind im herkömmlichen Zopfstil verfaßt, ohne individuelle Färbung, nüchtern und phantasielos, und mit Gähnen legt sie der Leser beiseite. Hingegen die Travestien — denn so muß man die plattdeutschen Übertragungen füglich bezeichnen — zeigen seine Stärke. Wenn man von den antiken Namen absieht, Chloe, Daphne, Galathea, welche einem Leser jener Jahre seit der Renaissance nicht mehr fremdartig klangen, muten die Verniederdeutschungen wie Originalpoesien an. Die niederdeutsche Landschaft lebt in diesen klassischen Satiren und Oden auf; das nordische Meer wird belebt von den Tritonen und Delphinen, Polyphem wandelt unter weissen Pappeln und grünen Linden, Chloe sitzt im Klee und windet Kränze aus Mohn und Kornblumen. Anstatt Weines wird Bier und Schnaps getrunken, Rüben und Obst sind besondere Leckerbissen. — Im Vorbericht zum zweiten Teil der Satirischen Gedichte hatte Abel „ein weitläufftig Gedichte in niedersächsischer Sprache“ angekündigt, das Epos „von der hülflosen Sassine“, d. h. der sächsischen Sprache, „darinnen ich alle Fatalitäten, die derselben begegnet, und wie die neidische Frankisse [d. h. die fränkische Sprache] diese arme Prinzessin ins Elend gebracht, der Wahrheit nach beschreibe.“ Weshalb dieses Epos dann doch nicht von ihm herausgegeben, sondern erst nach seinem Tod im Nachlass vorgefunden und publiziert ward, entzieht sich unserer Kenntnis. Vermutlich trug Gottscheds verständnislose und herbverurteilende Kritik der Uebersetzungen in den „Beiträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit“ (1737, St. 16) die Hauptschuld an der Zurückhaltung. In nd. Alexandrinern erzählt der Dichter von den Schicksalen der armen Prinzessin Sassine, welche, von der eigeneu Mutter verlassen, allein in der Welt steht und von ihrer neidischen, mächtigen Stiefschwester Frankisse zum Aschenbrödel herabgewürdigt wird, deshalb die Heimat verlässt und durch die Welt zieht; von Rußland bis



Holland wandert sie und sucht ihre angestammten Untertanen sich wiederzuerobern. Augenblicklich, so schliesst der Dichter, wandert sie noch, und die Zeit wird lehren, wieviel Erfolge sie errungen hat. Wunderhübsch ist die Schilderung der Prinzessin Sassine, die ich hier herausheben möchte:

„En Kind van Lieve schön, noch schöner van Gemöth,
Und even as im May de kleine Lilge blöht,
De in den Dählern waßt, of gliek se kener wahret,
So hatt by öhr Natur und Dugend sick gepaaret.“

Unübertrefflich ist auch die in Homerischem Stil gehaltene Szene wie Sassine sich beim Dorfküster einen Brief schreiben lassen will, und dieser sich umständlich an das schwierige Werk macht, um schliesslich nur Klexe und Gekraksel zustande zu bringen. Mit einer beweglichen Bitte endet das Epos an alle „in Nieder-Sachsen wohnende Poeten“, doch ja als Ritter der Prinzessin ihren Beistand nicht zu versagen; dann werde die hochdeutsche Sprache bald von der niederdeutschen, die ja auch „von Natur viel lieblicher und fliessender ist“, eingeholt und überflügelt werden. Einen verzeihlichen Irrtum beging Abel dabei allerdings: von übergrosser Liebe zur Muttersprache geleitet, wollte er sie auch zur Gelehrtensprache erheben, was ein unmögliches Beginnen war. Für seine Umsicht zeugt aber, daß er bereits die Forderung einer einheitlichen „rechten Schreibart“ stellte, eine Forderung, die neuerdings wieder im Mittelpunkt des Interesses der niederdeutschen Schriftsteller steht.

Andere Motive als Abel, eigennützige sozusagen, bewogen den Bremer Stadtvogt Caspar Friedrich Renner (1692 — 1772) zu seinem Epos „Hennynk de Han“ (1732). Bei einem Gespräch mit Freunden, so berichtet die Tradition, kam die Rede auch auf die nd. Literatur und blieb bei „Reinke de Vos“ stehen. Einer der Anwesenden behauptete, es sei nicht möglich, ein dem Tierepos ähnliches, gleich vorzügliches Werk in nd. Sprache zu dichten. Renner wollte den Beweis dafür erbringen, setzte sich hin und studierte eifrig die Sprache des „Reinke“. Dann schrieb er, in eben der Sprache des 15. Jahrh., ein erzählendes Gedicht „Hennynk de Han“ und gab es unter dem Pseudonym Franz Henrich Sparre als ein angeblich altes Werk heraus. Es bildet eine Fortsetzung zu dem Tierepos und und hat kurz folgenden Inhalt: Bekanntlich ist am Schluß des alten Gedichtes Reinke von König Nobel zum Kanzler erhoben worden, und in dieser Stellung finden wir ihn bei Renner wieder. Indes er verwaltet sein Amt parteiisch und selbsüchtig, Klagen helfen nichts, da er des Königs Ohr nach wie vor besitzt. Hennink der Hahn beschließt deshalb, sich aus dem Dienst des Königs beurlauben zu lassen, und macht sich auf den Weg an den Hof. Unterwegs begegnet ihm Reinke, verspürt gerade Appetit nach Geflügelfleisch und versucht, Hennink das Genick umzudrehen; doch es mißlingt ihm. Voll Wut und Besorgnis vor Henninks Anklage eilt er voraus zu Nobel und beschuldigt den Hahn, daß der ihm aus alter Feindschaft heimtückisch ein Auge habe aushacken wollen. Zornig über den Angriff auf seinen Liebling, befiehlt der König, ohne des Hahnes Verteidigung anzuhören,

daß der Falke dem angeblichen Uebeltäter dasselbe tun solle. Allein Henninks Freund Ryn der Hund legt sich ins Mittel, spricht zu seinen gunsten und erzählt, wie sich die Sache in Wahrheit zugetragen habe. Reinke jedoch weiß sich wieder herauszureden, und Nobel verbannt den Hahn auf ewig von seinem Angesicht. Ryn begleitet Hennink auf dem Heimweg, um ihn vor erneuten Nachstellungen des Fuchses zu schützen. Beide übernachten in einem Wäldchen, und richtig erscheint am nächsten Morgen, als der Hahn auf der Spitze des Baumes gerade seinen Morgengesang anstimmt, unten Reinke, sucht jenen mit schmeichlerischen, gleißenden Worten zu versöhnen und von seiner sicheren Warte herunterzulocken. Ryn jedoch springt aus dem Gebüsch hervor, würgt den Verleumder und läßt ihn für tot auf dem Platze liegen. Die beiden Freunde ziehen fröhlich weiter, nach Hause. Dort hat währenddessen Renardyn (der kleine Reinhard!), Reinkes Sohn, im Hühnerstall blutige Ernte gehalten; Ryn sieht ein daß auf Gerechtigkeit nicht mehr zu hoffen ist, und sendet den Täuberich Unfalsch an den Hof, um ebenfalls seinen Dienst aufzusagen. Bei Hof ist gerade der halbtote Reinke gefunden worden; er wird ins Leben gerufen und lügt dem König, der ihn selbst mitgesucht hat, einen plötzlichen gemeinsamen Ueberfall Ryns und Henninks auf ihn den Wehrlosen vor. Nobel schwört blutige Rache. Unglücklicherweise kommt in diesem Augenblicke der Täuberich mit Ryns Botschaft, bleibt aber vorsichtig auf den Zweigen einer Eiche sitzen. Das sollte sich belohnen; denn Renardyn, welchen nach Taubenfleisch gelüstet, macht einen plötzlicheu Sprung nach ihm, fällt jedoch „bedüsst“, wie der Dichter sagt, zurück, Darüber erschrickt der Vater Reinke so sehr, daß ihn auf der Stelle der Schlag rührt, und er nun wirklich tot ist. Stracks kehrt Unfalsch um und berichtet die Freudenmär im Hühnerhofe. Darob großes Jubelgeschrei der Hähne und Hennen; nur Ryn murmelt in seinen Bart:

„Is Reinke doet, de slimme Droch,
So levet Renardyn doch noch!“

Hiermit endet das in Bremischer Mundart geschriebene Gedicht. Durch solchen Schluss wollte Renner sich oder anderen den Platz frei halten für eine nochmalige Fortsetzung. Was er erstrebt hat, ist ihm jedenfalls nicht geglückt. „Hennink de Han“ kann unmöglich als ein ebenbürtiger Bruder „Reinke de Vos“ an die Seite treten. Dazu fehlt ihm schon die bilderreiche Sprache, welche letzteren auszeichnet. Die Erfindung ist sehr schwach; der Angriff auf Hennink einem ähnlichen im Vorbild ungeschickt nachgebildet, und die Motivierung von des Fuchses Tod ganz unzulänglich. Es ist unerklärlich, weshalb Renardyn der Sprung nicht gelingt, noch merkwürdiger aber, dass vor Schreck der alte Reinke stirbt. Denn dem Sohn passiert nicht das geringste. Das Epos erregte auch nur Teilnahme, weil Renner es für ein Werk aus dem 15. Jahrh. ausgab, für eine zeitgenössische Fortsetzung des „Reinke“; daher interessierte sich Eschenburg lebhaft dafür, und ihm teilte der Sohn Renners mit, daß sein Vater nicht nur der Herausgeber, sondern auch wirklich der



Verfasser davon sei. In Renners „Handvoll Knüttel-Gedichte“ befinden sich ebenfalls nd. Verse, doch ohne jeglichen Kunstwert.

Die nd. Dichtung lag damals in den letzten Zügen.

Auffallend erscheint vielleicht, dass noch 1732 ein Gesangbuch zum kirchlichen Gebrauch in nd. Uebertragung erschien, das „Nedderdudesche Kercken- und Buss-Psalmen-Boek“, das in Kopenhagen verlegt ward, ein Beweis, wie sehr damals noch in Dänemark die deutsche Sprache überwog. Fünf Jahre vorher hatte der Lübecker Prediger Jacob van Melle das „Gelovens Bekenntnisse eynes Christen“ in plattdeutscher Sprache für seine Gemeindemitglieder veröffentlicht. Und der Pastor zu St. Johannis in Hamburg Nikolaus Staphorst gab, wohl im Auftrage des Konsistoriums, in einer Art Missingsch, einer Mischung aus Hoch- und Plattdeutsch, 1728 „Die Bekanntnüss der Kirchen zu Hamburg“ heraus. Die Schrift ist durchaus tendenziös publiziert; denn sie enthält ältere Verordnungen des Rates aus dem 16. Jahrh. über das Interim und die damaligen Glaubenswirren und wollte in jenen Zeiten des 18. Jahrh., als viele im Volke schwankend oder lau wurden, die Schwachen stärken und aufrichten durch den Hinweis auf ihrer Vorfahren Bekenntnis und Glaubenstreue. Ebenso wurde noch 1731 in Pommern die Kirchenordnung — man möchte fast sagen: zweisprachig — veröffentlicht, in nd. Sprache die alte von 1690 und dazu die neue hd. Uebertragung. Bis dahin war in Pommern auf dem Lande fast allgemein noch plattdeutsch gepredigt worden. Doch sind diese Publikationen etwas Ungewöhnliches gewesen und dürfen nur als letzte Ausläufer der vor 150 Jahren so reichen religiösen nd. Literatur betrachtet werden. Denn wenn ein Ludolf Lange in Hannover, ein Jost Sakman in Limmer (von dem letzteren ist es allerdings mit zureichenden Gründen neuerdings bestritten worden), ein Rummel in Schöppau, ein Johann Wichamm in Zapeel plattdeutsch predigten, so fiel dies allgemein auf und wurde schon zu ihrer Zeit als Kuriosität angesehen und ausdrücklich vermerkt, So erfreulich alle diese Bestrebungen auch waren, sie gehören doch, streng genommen, nicht in die Literatur hinein, mussten aber hier leicht gestreift werden.

Ich hatte ausführlicher bei Renners „Hennink de Han“ verweilt, weil er das letzte umfangreichere, wenn auch künstlerisch minderwertige Werk in nd. Sprache dieser Epoche ist. Denn seit den dreissiger Jahren des 18. Jahrh. verschwindet für mehrere Dezennien das Plattdeutsche überhaupt aus der Literatur und fristet nur in humoristischen Einlagen zu Komödien, Opern und Operetten oder in lustigen Hochzeits- und Festgedichten ein vielbelachtes Dasein. Vielbelacht — denn dass dieser Sprache auch tragische Töne zu Gebote standen, kam keinem der Zuhörer in den Sinn oder erschien ihm, wenn er es hörte, nicht glaubhaft. Um einen modernen Vergleich zu wählen — es ging dem Niederdeutschen damals wie heute dem Obersächsischen: Auf der Bühne wie in der Erzählung wirkt der Sachse stets komisch und kann nicht ernst genommen werden. Erst Klaus Groth und Fritz Reuter in dem erschütternden Epos „Kein Hüsung“ haben bewiesen, dass auch die nd. Mundart sich für ernsthafte, ja tragische Stoffe eigne. Allein, in den

Jahrzehnten nach 1735 war ihre Schönheit verdeckt und verschüttet. Nur selten einmal findet sich unter der Unmenge von nd. Gedichten, die zu bestimmten Gelegenheiten, meist Familienfestlichkeiten, verfasst und oft auch gedruckt wurden, ein Gedicht mit ernstem Stoff und würdigem Inhalt. Eine angenehme Ausnahme bildet die nd. Uebersetzung von des Dänen Holberg Lustspiel „Der politische Kannegiesser", welche 1743 in Hamburg ohne Autornamen herauskam. Sie ist eine erfreuliche Leistung in jener Zeit des plattdeutschen Tiefstandes, wenn auch der Anonymus sprachliche Anleihen beim Dänischen macht. Leider wissen wir nicht, ob diese Uebertragung je das Rampenlicht erblickte und in Hamburg neben Dethardings hd. Uebersetzung über die Bretter gegangen ist.

Doch die oft und viel, zu Unrecht, geschmähte Philologie, welche schon manchem vergessenen Dichter wieder zu Ehren verhalf, erweckte die nd. Sprache und Dichtung aus ihrem Dornröschenschlafe. Man glaubte damals, sie sei dem baldigen Untergange geweiht, und suchte zu retten, was zu retten war. Eine Reihe von Wörterbüchern entstand, die noch heute der Dialektforschung von unschätzbarem Werte sind, und in Dankbarkeit wollen wir der Urheber gedenken, die in selbstloser und damals ungedankter Tätigkeit Arbeit leisteten. Schon der eben erwähnte Renner arbeitete an einem „*Glossarium Frisio-Saxonicum*", das auf der Bremer Stadtbibliothek handschriftlich sich erhalten hat, und der gleichfalls bereits angeführte Michael Richey edierte 1743 den umfangreichen Quartband seines „*Idioticon Hamburgense*", welches vermehrt und verbessert 1755 neu aufgelegt werden konnte. Jahrelanges emsiges Sammeln hat hier eine Fülle von Stoff aufgespeichert, und besonders durch die gewissenhaft verzeichneten volkläufigen Redensarten ist das Werk noch heute unentbehrlich. Im fünften Bande von Dähnerts Pommerscher Bibliothek erschien die „Probe eines pommerschen Wörterbuchs" von Johann Engelbrecht Müller. Durch Richey angeregt, veröffentlichte Johann Christian Strodtmann 1756 sein „*Idioticon Osnabrugense*". Einen immergrünenden Ruhmeskranz flocht sich die Bremische Deutsche Gesellschaft durch die Herausgabe des „Bremisch-Nidersächsischen Wörterbuches" in fünf Bänden (1767—71), das noch hundert Jahre später durch ein Supplement ergänzt wurde; in angestrengter gemeinschaftlicher Tätigkeit hat die Gesellschaft hier ein *κτῆμα ἐς ἀεὶ* geschaffen, welches seine wissenschaftliche Bedeutung noch lange besitzen und eines der Fundamente zu dem geplanten Hannoverschen Wörterbuche bilden wird. Eine kleine Weile später hat der Berliner Schulmann Friedrich Gedike gegen Adelung die Wichtigkeit der nd. Mundart für die wissenschaftliche Erkenntnis unserer Sprache überhaupt betont und die Berliner Akademie der Wissenschaften zu einer Sammlung der Dialekte aufgefordert.

Auch verdient hervorgehoben zu werden, dass auf dem Gymnasium zu Herford offenbar ein weitsichtiger Direktor seines Amtes waltete. Denn von 1761—77 wurden hier bei den Schulfestlichkeiten niederdeutsche Reden von den Schülern gehalten, und zwar nicht etwa humoristischen, sondern ernsten Charakters. 1761 z. B. tadelt

ein Primaner in einer nd. Rede seine Mitschüler, die vorher gesprochen hatten, deswegen, weil sie in einer anderen als ihrer heimatlichen Muttersprache geredet hätten; 1768 hiess das Thema einer plattdeutschen Rede: „Eine weise Vorsicht waltet über dem Könige“; auch traten wohl sonst mehrere Schüler auf und unterhielten sich in westfälischem Dialekt über philologische und philosophische Gegenstände.

Neben der Wissenschaft und der Schule wollte die Literatur nicht zurückbleiben und machte den Versuch, ihren Leserkreis zu erweitern durch niederdeutsche Zeitschriften. Eine neue und eigenartige Gründung! Doch fing man sie am unrechten Ende an. Aus England waren die sog. „moralischen Wochenschriften“ nach Deutschland gekommen, Zeitschriften, welche in belehrendem Ton, in Gestalt von fingierten Briefen, Gesprächen, Fabeln, Abhandlungen ihren Lesern nützliche Kenntnisse vermitteln, aber auch gute Sitten einprägen, sie bessern und geistig bilden, kurz gesagt, ethisch wirken wollten. Eine der ersten deutschen Zeitschriften dieser Art war der bekannte Hamburger „Patriot“ gewesen, der schon 1724 mit nd. Flugschriften bekämpft worden war. Mit der gleichen moralischen Tendenz erschien vier Jahre lang, von 1750—53, ebenfalls in Hamburg, „De moraliserende Kröger“; als Herausgeber fungierte Kaspar Semp. Der Charakter der Zeitschrift ist der eben angedeutete; sie ist eine ins nd. gewandte moralische Wochenschrift mit Belehrungen für das Frauenzimmer: über Benehmen auf der Strasse, in Gesellschaft, im Haus, über Kindererziehung, Warnung vor Ammenwirtschaft u. dgl. Die letzte Nummer des zweiten Jahrgangs enthält die Ankündigung, dass anstatt des „Kröger“ ein neues Blatt unter dem Titel „De Plattdütsche Koreer“ herauskommen werde; doch scheint dieser Plan nicht verwirklicht worden zu sein. Das Publikum war auch des ewigen Moralpredigens müde und hatte keinen Sinn mehr für diese Art der Journalistik. Wie andere hochdeutsche Zeitschriften seines Zeichens, ging der „Kröger“ bald ein. Er hatte sich der nd. Sprache bedient, um ein weiteres Absatzgebiet in den unteren Schichten sich zu verschaffen. Dafür erschien in Altona noch einmal 1760 ein zweites nd. Journal dieses Schlages „De moraliseerende Wientapper“, welches aber nichts als salz- und witzloses Gewäsch enthält und sprachlich sehr bedenklich anmutet; der ungenannte Herausgeber war offenbar kein geborener Niederdeutscher. Auch diese Zeitschrift hat kein langes Leben gehabt.

Das Interesse an der körnigen und wehrhaften Sprache wollte dagegen ein Anonymus erneuern, der 1752 „Wat Plattdüdsches“ in Göttingen herausgab und sich hinter den Initialen „J.W.F.“ versteckte. Es war der Generalsuperintendent und Professor der Theologie Jakob Wilhelm Feuerlein (1689—1766), welcher, ein geborener Franke, mit reger Teilnahme plattdeutsche Bücher gesammelt und studiert hatte. Dieses Werkchen enthält 1. „Ein olde Breev vör dem Jar 1513 geschreven uth dem Original“, sprachlich für uns wichtig; 2. einen Neudruck des oben besprochenen Lübecker Glaubensbekenntnisses von van Melle, das dadurch vor dem Untergange bewahrt worden ist; 3. „Anteking 94 gedrücketer, plattdüdscher groter und lütger Bökere

uth der Bibliothek J.W.F." Als dieser niederdeutsche Eiferer und Bibliophile starb, war aber das niederdeutsche Schrifttum noch nicht um einen Schritt weitergekommen. Denn die Flugschrift in altmärkischem Idiom „Ernsthaftes und vertrauliches Bauerngespräch, gehalten im Schulzengericht" (1758) kann füglich nicht dazu gerechnet werden, und der endlich einmal wieder unternommene Versuch des Braunschweigers Paul August Schrader, in einem mundartlichem Gedicht humoristisch ein Ochsenschlachten zu schildern („Das Ochsenschlachten", 1759), ist leider nicht recht geglückt infolge der mangelnden Bildkraft und Ausdrucksgewandtheit des Verfassers. Einen Fortschritt bedeuten auch nicht die beiden kurzlebigen plattdeutschen Zeitschriften „De Plattdütsche" von 1772 (Berlin, hrsg. v. K. F. Wegener) und „Dei ohle plattdütsche Mann" von 1774 (Braunschweig u. Wolfenbüttel). Mit Unrecht sind sie mitunter die „ersten niederdeutschen Wochenschriften" genannt worden, wie wir gesehen haben. Ihr Inhalt ist nicht hervorragend; schlecht erzählte Geschichtchen mit pikanter Spitze, pointenlose Witze, langweilige Anekdoten, öde Betrachtungen über die Weltereignisse: das wird in ihnen abgehandelt, und es nimmt nicht Wunder, dass eine jede nach einem Jahre bereits wieder sang- und klanglos vom Schauplatz abtrat.

Erst wenn man diesen trostlosen Zustand, diese vollständige Wüste in dem nd. Schrifttum um die Mitte des 18. Jahrh. überblickt, wenn man sieht, in welcher Nichtachtung die nd. Sprache allenthalben in literarischen Kreisen stand, kann man die Kühnheit ermessen, mit welcher Johann Heinrich Voss auf den Plan trat in seinen plattdeutschen Idyllen. Das Interesse für die vaterländische Sprache und Mundart war schon in dem jungen Göttinger Studenten erwacht; schon während seiner Studienzeit fasste er den allerdings nie ausgeführten Gedanken eines deutschen Wörterbuches. Von Gessner, besonders aber von seinem Freunde Brückner angeregt, dichtete er „Idyllen", trauliche Schilderungen aus dem Familien- und Bauernleben, voll von persönlichen Zügen, auf tatsächlichem Hintergrunde sich aufbauend. Schon in zwei die Leibeigenschaft behandelnden Idyllen hatte der Sohn des Mecklenburger Freigelassenen sein Vorhaben gezeigt, die Idylle zur Abspiegelung des ihm bekannten, des wirklichen Lebens, der Sitten und Zustände seiner Heimat zu machen; durch derbe, an den wahren Volkston sich anlehnende provinziell gefärbte Sprache, durch Einflechten von Sprich- und Kernwörtern erreichte er dies auch äußerlich. Als Voss im Sommer 1776 allein in Wandsbek hauste — denn Freund Claudius war einem ehrenvollen Rufe nach Darmstadt gefolgt, — strich er viel auf dem Land umher und belauschte das Volk in Feld und Garten, in Haus und Hof, half auch mit bei leichten Arbeiten und verständigte sich durch sein heimatliches Platt leicht mit den Vierländern. Daher kam er auf den Gedanken, in ihrer Sprache ein poetisches Abbild von den Vierländern zu geben; was er in hd. Idyllen gekonnt hatte, nun auch in nd. Versen zu leisten. So entstand im Sommer 1776 „De Winterawend", im Februar 1777 „De Geldhapers". Als Voss die erste der Idyllen in seinem Musenalmanach veröffentlichte, glaubte er die Wahl des nd. Dialektes durch klassische

Beispiele entschuldigen zu müssen. „In Niederdeutschland“ — so lautete damals seine Anmerkung — „wo der Musenalmanach am meisten gehen wird, versteht man diese Idylle ohne Erklärung. Die Oberdeutschen können sie, wenn es ihnen der Mühe wert zu sein scheint, durch Hilfe des Bremischen Wörterbuches verstehen lernen; oder sonst auch überschlagen und bedenken, daß sie uns auch in ihren Schriften, die doch gleichwohl deutsch sein sollen, nicht wenig zu überschlagen geben. Theokrit schrieb, selbst an dem feinen ägyptischen Hofe, in der Sprache seines Volkes; und als ein schöner Geist seine Syrakusanerinnen mit ihrem Kauderwelsch aufzog, bekam er die Antwort:

Πελοποννησιστι λαλευμες·
Δωρισθεν δ'ἔξεστι, δοκω, τοις Δωριεσσι.

Wir reden Peloponnesisch.
Doriern wird man doch wohl die Dorische Sprache verstatten.

Für unsre schönen Geister merke ich noch dieses an, daß Theokrits Hirten, worin sie das Vorbild zu Gessners und andrer Neuern arkadischen Schäfern zu finden belieben, in ihrer breiten Sprache oft solche unarkadische und eisernalterhafte Dinge sagen, die selbst unter dem Ton dieser Vierlander Idylle sein würden.“

Behaglich schildernd führt uns die erste Idylle „De Winterawend“, in das Heim eines Drechslers und Schnitzers in Vierlanden, der am Kamin sitzt und sein Pfeifchen schmaucht; ihm bringt der Nachbar Krischan Holz zum Verarbeiten, sie plaudern zusammen, und Krischan trägt ein Lied vor, welches er kürzlich in Hamburg gehört haben will, ein niederdeutsches Spottlied auf die Städter und ihre Sitten. Zur Belohnung erhält er einen schöngeschnitzten Pfeifenkopf, und bei Bier und Tabak — Voss war selbst ein starker Raucher — verbringen beide gemütlich den kalten Abend.

Satirischer ist die zweite Idylle, „De Geldhapers“ (d. h. Die Geldgierigen) gedacht. Zwei Vierländer sind auf dem Wege nach Wandsbek, um dort Erdbeeren zu verkaufen. Unterwegs unterhalten sie sich über ihre Aussichten, in der Lotterie zu gewinnen, und der eine faselt davon, einen gewaltigen Schatz zu heben. Wieder ist ein Lied eingeschoben, welches der eine singt, ein Spottlied auf die Frauen und ihre Herrschsucht, „nach einem Vierländer Swier gemacht“, wie Voss versichert. Auch sich selbst führt launig der Dichter ein, ein Selbsterlebnis berichtend. Hinter einem Baume lauschend hat er das Lied aufgezeichnet, wird von den Bauern wegen seiner griechischen Bücher für einen Hexenmeister gehalten und entkommt kaum ihrem Verlangen, ihnen den Teufel zu bannen und beim Schatzheben behilflich zu sein. In lebhaften, an Theokrit gemahnenden Farben wird das bunte Leben in Wandsbek ausgemalt; beide haben natürlich nichts in der Lotterie gewonnen und müssen sich begnügen, ihre Erdbeeren zu verkaufen mit dem Ausruf: „Eerbärn, groot' Eerbärn! Morellen, söte Morellen!“

In Vossens eigener dichterischer Entwicklung bezeichnen die zwei Idyllen einen offenbaren Fortschritt; die Gabe, im knappen



Dialog die Personen rasch und anschaulich zu charakterisieren, ist ihm entschieden gewachsen; das Empfinden und Denken des Volkes wiederzugeben, und die derben Bauerngestalten packend vor uns hinzustellen, ist ihm durchaus geglückt. Rein künstlerisch also sind die Idyllen von nicht zu unterschätzendem Wert.

Welche Bedeutung haben sie nun für die Entwicklung der nd. Literatur? Sprachlich ist ein bedauerlicher Missgriff festzustellen, welchen Voss aber nicht als solchen erkannte; im Gegenteil glaubte er sich seines Verfahrens rühmen zu dürfen, wenn er später bei der Veröffentlichung der Gedichte in der ersten Gesamtausgabe bemerkt: „In dieser Idylle und in ‚De Geldhapers‘ versuchte der Dichter, die reiche und wohllautende Sassensprache, nach den Regeln, wie sie bis zu unsern Elternvätern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgange gehört, in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen wurde, mit Auswahl zu behandeln. Man erwarte also kein verwahrlostes (!) Plattdeutsch des niedrigen Lebens; noch weniger ein Plattdeutsch der besondern Mundart in Holstein, Mecklenburg, Westfalen, sondern vielmehr einen Nachhall der sassischen Buchsprache, die von allen Niederdeutschen zum öffentlichen Vortrag gebraucht wurde und neben der hochdeutschen, als sanftere Schwester, fortzublühen verdient hätte. Gelungen wäre der Versuch, wenn der Pommer wie der Bremer das Vorgelesene bis auf weniges verstände, und auch der Holsteiner sich einbildete, dass man einige Meilen entfernt so spräche.“ Und ähnlich berichtet über Vossens Absichten der alemannische Dialektdichter Johann Peter Hebel an Hitzig am 4. Oktober 1804: (Voss) „riet mir, mehr Sorgfalt auf den Hexameter zu wenden und da, wo ich selber, erzählend oder belehrend, spräche, nicht beim gemeinen Dialekt zu bleiben, sondern ihn durch das Studium und die Vergleichnng der alten alemannischen Schriftsteller zu veredeln und zu seiner Ursprünglichkeit zurückzuführen. Das nämliche hat er in seinen plattdeutschen Idyllen getan. Es ist ein idealisches Plattdeutsch. Jeder Plattdeutsche versteht's und erkennt's als gediegenes Plattdeutsch, aber der Mecklenburger meint, es sei holsteinische Mundart und umgekehrt, und so alle. Soll ich ihm folgen?“ Mit solchen Experimenten beschwor Voss das Gespenst einer neuniederdeutschen Schriftsprache herauf, die es nie wird geben können. Für den geborenen niederdeutschen Leser hat Voss gerade das Gegenteil von dem erreicht, was er bezweckte. Denn dadurch, dass er einer bestimmten landschaftlichen Gestaltung des Niederdeutschen geflissentlich auswich, vielmehr bald von den gesprochenen Mundarten Mecklenburgs, Hamburgs, Holsteins, bald von der niederdeutschen Büchersprache sich Beiträge liefern liess, entstand ein befremdlicher Mischmasch, ein durchaus gekünsteltes Idiom, das niemanden anheimeln kann und von der gewollten vollen und unmittelbaren Naturfrische weit entfernt ist.

Allein in literarhistorischer Rücksicht ist Vossens Versuch von grosser Bedeutung. Denn da die Gedichte in dem weitverbreiteten Musenalmanach erschienen, wurde das Publikum wieder aufmerksam auf die nd. Sprache und musste erkennen, dass diese als ungefüge und



plump verschrieene Sprache auch im Hexameter sich leicht und flüssig handhaben lässt; dass dem als roh verrufenen niedersächsischen Bauern auch Gemüt und Empfindung eigen ist, Eigenschaften, welche ihren angemessensten Ausdruck in der Mundart finden. Kurz, was heute mit dem abgenutzten Schlagwort „Heimatkunst" bezeichnet wird, war hier im Entstehen begriffen. Und daher sollte man nicht mit scharfer linguistischer Sonde an die Gedichte Vossens herangehen und sie mit strenger Sprachrichtermiene verwerfen, sondern in ihnen die Vorboten der wiedererwachenden nd. Literatur sehen, Fanale, die verheissend in die Zukunft leuchteten.

Vorläufig indessen fand Voss nur wenig Nachfolger. Zur gleichen Zeit, als er seine erste Idylle sang, veröffentlichte der zu Göttingen in Garnison stehende, aus Hannover gebürtige Leutnant Johann Heinrich Christian Meyer (1741—83) ein Schriftchen unter dem auffallenden Titel „Die neue Deutschheit nuniger Zeitverstreichungen" (Göttingen 1776). Es ist wesentlich satirischen Charakters und will die neumodische Poesie der Barden und Minnesinger, der Stürmer und Dränger und Originalgenies, der Klopstockschüler und Goethianer verspotten. Uns interessiert das Büchelchen, weil darin einige nd. Lieder enthalten sind. Meyer hat nämlich — und hierin wandelt er auf demselben Pfade wie Voss — in seine „Pröbchen" (so betitelt er die einzelnen Hefte) nd. Lieder in Calenbergischem Dialekt eingestreut, Balladen, Romanzen, sogar eine Ode; historisch von Belang ist das „Herausforderungslied vor der Schlacht bei Minden", zu welchem der Autor wohl durch Gespräche mit seinen plattdeutschen Soldaten angeregt worden ist. Aber Meyer besass nicht genug dichterische Kraft und Fülle, um mit diesen Erzeugnissen wirklich eine neue Aera in der nd. Literatur heraufführen zu können; man merkt den Gehichten den Zwang an, mit dem sie verfertigt worden sind; hoch über ihnen stehen, trotz den Sprachschnitzern, die Idyllen von Voss.

Der Göttinger Haingenosse Johann Aegidius Kloentrup (1755 — 1830), später ein hochgeachteter Jurist in Osnabrück, dichtete, vielleicht von Voss angeregt, ebenfalls manche Lieder und Poesien in der plattdeutschen Mundart seiner niedersächsischen Heimat, die aber leider nur verstreut gedruckt wurden, und hinterliess ein wertvolles Wörterbuch des Westfälisch-Osnabrückischen Dialekts im Manuskript, von welchem allein der Buchstabe A erst 1890 im Druck herausgegeben wurde.

Die Lokalfarbe, welche an Vossens Idyllen vermisst wird, herrscht wohltuend vor bei seinem Landsmann und Zeitgenossen Diederich Georg Babst (1741 — 1800), dessen Gedichte bis heute trotz Goethes Hinweis auf sie noch wenig bekannt sind. Ein würdiges Seitenstück zum ungerechterweise verdammten Pastor Schmidt von Werneuchen, schrieb der Rostocker Sekretär seine „Schnaakschen Sachen tum Tietverdriew" in der ungekünstelten Sprache des gemeinen Mannes seiner Heimat, vollkommen im Bewusstsein, damit etwas Ungewöhnliches zu tun. Den Grundzug seiner Poesie bildet eine spiessbürgerlich angehauchte Vergnüglichkeit, eine herzliche Freude an der Natur und ein frommer Sinn. Mit behaglicher Breite, in unverwüstlichem Humor

schildert er mit Vorliebe Rostocker Zustände und schreckt nicht vor kleinen satirischen Hieben zurück. Ein Dichter wollte er nicht sein, bloss seine Mitmenschen ergötzen und sich bei ihnen ein bescheidenes Andenken sichern. Ueber Mecklenburgs Grenzen drangen seine Poesien kaum. Doch kamen sie durch Vermittlung des Vizekanzlers der Universität Rostock v. Both in die Hände eines Mannes, welcher den Dichter mit feinfühlender Kritik richtig einzuschätzen verstand, Goethes. Er nennt Babst einen „Natur- und Nationaldichter", dessen Produktionen „sich neben den Arbeiten seiner Gleichbürtigen gar wohl und löblich ausnehmen", und in der Vorrede zum „Deutschen Gil Blas" fasst er sein Urteil folgendermassen zusammen: „Ergötzlich ist es zu sehen, wie ein Mann, in dem bürgerlichen Wesen selbst befangen, sich durch geniale Betrachtungen darüber erhebt und dasjenige, was wir sonst als Philisterei, Bocksbeutel, Schlendrian und alberne Stockung zu verachten pflegen, in seiner natürlichen anmutigen Notwendigkeit sehen lässt und uns solche beschränkte Zustände dulden, schätzen und lieben lehrt". Erst 1812 nach seinem Tode gab der Sohn die bisher vereinzelt gedruckten Gedichte des Vaters gesammelt heraus.

Damit sind die nd. Dichtungen des 18. Jahrh. erschöpft. Der gewissenhafte Historiker hat noch eine Flugschrift in nd. Sprache zu buchen: „Politsche Gespräke öwern Krieg; to'n Tiedvertrieb vör Olt und Jung" (1782); dreizehn Gespräche sind es, in denen sich Bauern mit den charakteristischen Namen Heemkengripper, Drehaar, Piffpaff über den Krieg von 1779 unterhalten und dem Leser die Geschichte dieses Ereignisses in kunstloser Form, in märkischem Dialekt, erzählen.

Ueberblicken wir noch einmal den zurückgelegten Weg!

Bei Beginn des 18. Säkulums war die nd. Literatur bereits auf dem Rückzuge begriffen vor der hochdeutschen Schwester. Doch erfreuliche dichterische Erscheinungen wie Beccau und Abel bewiesen, dass noch genug poetische Kraft im nd. Volke steckte uud keine Dekadence eingetreten war. Nicht eigene innere Schwäche bewog sie zum Weichen, sondern die Uebermacht der Feindin. Es war auch nur eine örtliche, vorübergehende Niederlage ohne strategische Folgen, obwohl es um die Mitte des Jahrhunderts den Anschein hat, als sei die nd. Literatur für immer tot und auch durch vereinzelte Versuche nicht mehr zum Leben zu erwecken. Da griff ein Dichter, der die Macht dazu in sich trug, Johann Heinrich Voss, hinein in das niedersächsische Volksleben und wagte es, derbe Bauerngestalten in ihrem eigenen Dialekt, in klassischem Versmass, vor seine Leser hinzustellen. Jetzt war das Eis gebrochen; ein neuer verheissungsvoller Aufstieg beginnt. Der Mecklenburger Babst findet sogar Gnade vor Goethes Augen und ausdrückliche lobende Erwähnung in den Schriften des Altmeisters. Und an der Wende der beiden Jahrhunderte steht das erste Werk, welches sich bemüht, in wissenschaftlicher Zusammenfassung der nd. Sprache und Literatur nachzugehen, Kinderlings von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften preisgekrönte „Geschichte der Niedersächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache".



Das 18. Jahrh. bildet die erste Periode in der Geschichte des neuniederdeutschen Schrifttums, die Zeit der Vorbereitung. Es legt die Fundamente, auf denen sich die nd. Dichter im 19. Jahrh. ihr Haus aufrichten konnten. In rascher Folge erschienen nun die plattdeutschen Gedichts- und Erzählungsbücher, zu ungeahnter Höhe ist der Bau der nd. Literatur jetzt gediehen, und fleissig und unverdrossen wird an ihm weiter gearbeitet. Auch für die Wissenschaft ist die nd. Sprache und Literatur nicht mehr das Aschenbrödel, welches in der Ecke sitzen und sich mit den Brosamen vom Arbeitstisch der Gelehrten begnügen muss. So hat sich der Wunsch des alten Johann Caspar Abel prächtig erfüllt, mit welchem er seine „Hilflose Sassine“ beschloss:

„Gott gewet, dat se mag tom Pries der edlen Sassen
As ene Palme blöhn, as ene Ceder wassen,
Dat, wenn Frankisse veel van Hall' und Leipzig hölt,
Sassine Göttingen öhr dreist entgegenstellt
Und lett die ganze Welt davan dat Ordel spreken,
Dat se nich brucket sick vor öhnen to verstecken“.

Zur Brinckman-Literatur.

Von **Otto Weltzien,** z. Zt. im Felde.

Seit dem Erscheinen der Brinckman-Ausgabe bei Hesse (jetzt Hesse & Becker) in Leipzig ist oft darüber gesprochen worden. Wohl vorläufig an letzter Stelle hat der Leiter dieses Jahrbuches dazu Stellung genommen. Als Herausgeber der genannten Ausgabe habe ich vielleicht ein Recht auf eine Feststellung zur Sache. Es handelt sich dabei um dies:

Als im Jahre 1902 die von mir angeregte Ausgabe vorbereitet wurde, kamen Verlagsbuchhändler Max Hesse, der inzwischen leider verstorbene Begründer der bekannten H.'schen Verlags-Unternehmungen, und ich zu dem Plane, nicht nur die bekannten Werke Brinckmans in einer dem Original entsprechenden Fassung zu bringen, sondern möglichst alle noch nicht veröffentlichten Schriften des Dichters herauszubringen. Hesse legte Wert gerade auf Unbekanntes von Br., während mir zunächst einmal die Nachprüfung der ursprünglichen Form bereits bekannter Werke als nächste Aufgabe erschien.

Um solchen Absichten genügen zu können, wandte ich mich im Einverständnis mit Hesse an die Rechtsnachfolger oder vielmehr an die Familie des Dichters. Von dort aus wurde mir erklärt, dass man sich nicht zur Unterstützung des Planes — gleich, wie die Förderung immer beschaffen sein möge — entschliessen könne.

Der ursprüngliche Plan von Verlag und Herausgeber liess sich daraufhin nicht ausführen.

Wenn dennoch an dem Ausgabeplan an sich festgehalten worden ist, so geschah dies im Dienste der Absicht, unter allen Umständen den bekannten, wie mir scheint, viel zu wenig gewürdigten Werken des Dichters, seiner, wenn auch spröden, so doch sehr feinen Art breitere Kreise zu erschliessen. Es ist nicht meine Aufgabe, zu entscheiden, ob dies gelungen sein mag. In jedem Falle werde ich aber auch in Zukunft gern bereit sein, nach gegebener Möglichkeit dem Dichter zu dienen, der stets meine Liebe für sich hatte und haben wird.



Die Universität Rostock und das Niederdeutsche.

Ein Beitrag zur Geschichte der 500-Jahr-Feier der Universität.

Von **G. Kohfeldt** in Rostock.

Als vor jetzt 500 Jahren die Rostocker Universität begründet wurde, gab es wohl in Oberdeutschland ein paar bedeutende Hochschulen, und auch an den Grenzen des niederdeutschen Sprachgebiets waren solche in Köln und Erfurt vorhanden, im eigentlichen Niederdeutschland entstand aber erst in Rostock die erste wissenschaftliche Bildungsstätte. Fast im Mittelpunkt des ganzen niederdeutschen und skandinavischen Sprachgebiets gelegen, blieb Rostock auch noch nach der Gründung der Nachbaruniversität Greifswald im Jahre 1456 für lange Zeit die wichtigste niederdeutsche Universität. Erst 1502 und 1506 kamen — mehr oder weniger am Rande des niedersächsischen Sprachgebiets — die Hochschulen in Frankfurt a. O. und Wittenberg und dann im Verlaufe des 16. Jahrhunderts noch ein paar Reformationsuniversitäten, wie Kiel, Helmstädt, Rinteln, Königsberg, hinzu. Trotz dieser Neugründungen erfreute sich Rostock aber auch noch im Reformationsjahrhundert und lange Zeit noch über den 30jährigen Krieg hinaus einer lebhaften Studentenzuwanderung, vor allem auch aus den grossen niederdeutschen Handelsstädten, von denen manche, wie Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Reval, Riga, nicht bloss mit ihrem Wohlwollen sondern auch mit Geldmitteln die Rostocker Hochschule unterstützten.

Besonders deutlich wird der Charakter Rostocks als einer ausgesprochen niederdeutschen Universität, wenn man sich die Herkunft der Studenten näher ansieht. Es mögen zu diesem Zweck ein paar beliebige Zeiträume der Universitätsgeschichte etwas eingehender untersucht werden.

In dem Jahrzehnt 1500—1509 weist die Matrikel 2029 Studenten auf. Von diesen kommen nur 6 aus dem eigentlichen Süddeutschland mit Einschluss der Schweiz und Oesterreichs, 10 stammen aus den hessisch-thüringischen und 11 aus den Gegenden des Mittelrheins, 159 sind Skandinavier, 3 Engländer und Schotten. Alle übrigen sind in den niederdeutsch sprechenden Ländern — mit Einschluss der Niederlande und der baltischen Provinzen — beheimatet. Auf 100



Rostocker Studenten dieser Zeit fällt also nicht mehr als 1 hochdeutsch Sprechender.

Im späteren 16. Jahrhundert, wo Rostock als Hochburg der lutherischen Lehre weithin eine starke Anziehungskraft ausübt, lässt sich allerdings ein etwas lebhafteres Zuströmen aus den ober- und mitteldeutschen Ländern beobachten. Im Jahrzehnt 1570—1579 z. B. finden sich unter 1663 Studenten — von denen u. a. 239 Skandinavier sind — 65 Mitteldeutsche aus Thüringen, Hessen, Mittelrheingegend etc. und 38 Süddeutsche, so dass der Prozentsatz der hochdeutsch Sprechenden etwas über 6 beträgt.

Geringer wieder ist die Zahl der Ober- und Mitteldeutschen im 18. Jahrhundert, wo Rostock mehr und mehr zu einer kleinen unbedeutenden Landesuniversität herabsinkt. 1720—29 zähle ich unter den Studierenden etwa 3 %, 1750—59 noch etwas weniger als 3 % Angehörige der hochdeutschen Mundart.

Alles in allem ist also die Rostocker Studentenschaft niederdeutsch. Aber das ganze Gebiet der niederdeutschen Mundart von den Niederlanden bis nach Livland ist in ihr vertreten, und gerade auch aus den ferner gelegenen Gegenden, aus den Niederlanden, vom Niederrhein, aus Westfalen, aus Danzig, Riga u. s. f. ist die Zuwanderung zeitweise eine besonders lebhafte.

Unter den Dozenten ist der Prozentsatz der Nichtniederdeutschen im allgemeinen etwas höher, am höchsten wohl zur Zeit der Humanistenwanderungen, wo allerdings die genauen Zahlen nicht festzustellen sind. In der Zeit von 1520—1600 finden sich unter 109 Rostocker Dozenten je 7 Süd- und Mitteldeutsche, von 1601—1700 unter 137 aber nur noch je 3 Süd- und Mitteldeutsche. Im 18. Jahrhundert trifft man unter den Universitätslehrern nur ganz ausnahmsweise einen Nichtmecklenburger und noch seltener natürlich einen Gelehrten aus Ober- und Mitteldeutschland.

Wie steht es nun mit der Pflege der niederdeutschen Sprache in der so vollständig niederdeutschen Stadt und Hochschule?

Wie überall in Niederdeutschland wird auch in Rostock gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts das Plattdeutsche mehr und mehr von der Meissnischen Mundart verdrängt. Aus der Schule, aus der Literatur, von der Kanzel und vor Gericht verschwindet die alte heimische Sprache. Bis in jene Zeit hinein, also etwa 1¹/₄ Jahrhunderte hindurch, befindet sich aber die Rostocker Hochschule in einer Umgebung, in der das Plattdeutsche allein herrscht und in der das Hochdeutsche weder in der mündlichen noch in der schriftlichen Rede irgendwie eine Rolle spielt. Aber gerade in dieser Zeit und gerade an der Universität hat das Niederdeutsche einen anderen starken Rivalen — das Lateinische, die ausschliessliche Sprache der mittelalterlichen Wissenschaft und der mittelalterlichen Bildungsstätten. So ergibt sich für die Beziehungen des Plattdeutschen zur Rostocker Universität die beklagenswerte Tatsache, dass diese zu keiner Zeit recht zur Entwicklung kommen konnten, denn in der Zeit, wo das Hochdeutsche die plattdeutsche Schwester noch nicht verdrängt hatte, herrschte in der Wissenschaft noch allein die lateinische Sprache,

und als dann nach und nach das Lateinische aus der Wissenschaft verdrängt worden war, hatte den Platz des Niederdeutschen längst das Hochdeutsche in der Oeffentlichkeit eingenommen. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, dass die Berührungen der Universität mit der plattdeutschen Sprache durch das ganze Halbjahrtausend hindurch eigentlich nur den Charakter des Gelegentlichen und Zufälligen haben. Trotzdem dürfte es für die Geschichte des Niederdeutschen nicht ohne Wert sein, wenn einmal der Versuch gemacht wird, den verschiedenen Beziehungen dieser Sprache zu einem wissenschaftlichen Mittelpunkt des niederdeutschen Sprachgebiets im einzelnen nachzugehen. Die Untersuchung gliedert sich von selbst in zwei Abschnitte, von denen der erste die Zeit vor und der zweite die Zeit nach dem Eindringen des Hochdeutschen zu umfassen hat.

1. Die Zeit bis zum Eindringen des Hochdeutschen.

Nach drei Richtungen hin lässt sich während dieser Zeit der Gebrauch des Niederdeutschen seitens der Universität und ihrer Angehörigen verfolgen: im Verkehr der Universität mit weltlichen und geistlichen Körperschaften und mit Einzelpersonen des Laienstandes, beim akademischen Unterricht und bei den schriftstellerischen Arbeiten der Dozenten. Besonders reich ist die niederdeutsche Ueberlieferung auf dem zuerst genannten Gebiet, das die vielerlei Beziehungen der Universität zum bürgerlichen Leben umfasst. Im Besitz eigner Gesetzgebung und Rechtsprechung hatten Rektor und Konzil oft Gelegenheit, amtlich mit Laien und Behörden zu verhandeln, die nicht lateinisch, sondern in der heimischen Mundart zu reden gewohnt waren. Von den vielen niederdeutschen Akademie-Akten dieser Art hier nur ein paar Beispiele:

1443 findet im Beisein der hansestädtischen Zeugen ein Vergleich zwischen der Universität und der Stadt Rostock statt, in dem es u. a. heisst: „unde sint eins geworden, also dat wi Rector Doctores unde Mestere vorbenannt . . ouergeuen und vorlaten . . de achte hundert Rinsche Gulden jarlicker Renthe, de uns, unser Universiteten und deme Rade unses Studii de Rad unde Stadt van Rostock hebben vorsegeld . .“.[1])

1471 wird ein Vertrag zwischen Universität, Bischof und Stadt geschlossen, „dat niemand bynnen Rostock by nacht tyden wennehr de wächter clocke ghelüth is sünder lüchten brennende lichte edder reddelike werwe in den Straten gan . . schall . .“.[2])

In einer Urkunde des 15. Jahrhunderts wird ein Schiedsrichter zwischen der Stadt und der Universität eingesetzt: „weret sake dat wanner twidracht tüschen deme Rade der stad Rostke und tüschen den mesteren der universiteten upstünde . . so schal en Prior to den Karthüsern to Meriene unde ofte me en nicht vermochte en Abbet van Doberan awerman wesen unde synen ram unde wyllen darup ok binnen dren weken seggen . . .“.[3])

---

[1]) Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen, 1739 S. 743.
[2]) ib. 1738 S. 289. [3]) ib. 1742 S. 97.

1463 schreibt „Rector unde Universiteten des Studii to Rozstock" an die „Ersamen Mannen Heren Borghermeistere unde Ratmannen to Lübecke unsen sünderghen guden Vründen", sie möchten einen Studenten, eines Lübeckers Sohn, der den übrigen Studenten ein schlechtes Beispiel gebe, aus Rostock fortnehmen.[1])

Diesen und ähnlichen Bekundungen der Universität reihen sich die zahlreichen, ebenfalls niederdeutsch abgefassten Schriftstücke an, die von Behörden an die Universität gerichtet sind. Auch hierfür nur ein paar Beispiele: 1460 beurkundet Herzog Heinrich, dass er Rektor und Rat bevollmächtigt habe „to kopende erffliche Rente".[2]) 1430, 1487, 1490 werden für die Akademieangehörigen fürstliche Geleitbriefe in niederdeutscher Sprache ausgestellt.[3]) 1530 schreiben „Borgermeistere und Radtmanne der Stadt Hamburgk" „Rectori Doctoribus und Magistris der löflicken Universitet Rostock" wegen Ueberlassung des Mag. Lamb. Tackel.[4]) Schon 1420 urkundet der Rostocker Rat, dass er Nic. Reventlow, der auch an der Universität lesen könne, als Pfarrer anstellen wolle.[5]) In Rentenangelegenheiten senden niederdeutsche Schriftstücke der Lübecker Rat 1460, der Soester Rat 1465, der Lübecker Klosterprior 1463, in Stipendiensachen der Hamburger Rat 1533 und 1537, der Lüneburger 1535 und 1539 u. s. f.[6])

Auch aus dem Briefwechsel zwischen Behörden und einzelnen Rostocker Universitätslehrern hat sich gelegentlich ein niederdeutsches Dokument erhalten, so z. B. das Schreiben des Prof. Nic. Löwe an die Lübecker Bürgermeister von 1523, worin er bittet, sie möchten ihn „begaven myt eyner Leuwen-Huth der ik geneget were to hebbende umme des namen wyllen".[7]) Oder die Mitteilung des Rostocker Rats an den nach Osnabrück gegangenen früheren Professor Wilh. Novesianus von cr. 1560.[8])

Nicht unmittelbar gehören hierher die vielen niederdeutschen Dokumente, die zwischen dem Rostocker Rat und dem Rat verschiedener Hansestädte in Universitätssachen ausgewechselt werden oder etwa die Urkunde über die Verhandlungen zwischen Rat und Bürgerschaft in Rostock wegen der Errichtung der Hochschule i. J. 1419.[9])

Dagegen muss hier noch auf die stattliche Anzahl von niederdeutschen Urkunden hingewiesen werden, die Abmachungen zwischen der Universität und einzelnen Laienpersonen betreffen. Um Testamente, Vermächtnisse und Rentenverkäufe handelt es sich gewöhnlich in diesen Schriftstücken. Einige Texte dieser Art findet man z. B. Etwas 1737 S. 641, 1738 S. 425, 1739 S. 129. 257. 625, 1740 S. 705, 1741 S. 33, 1742 S. 197. 198. 199. 201. 202 u. ö. Das letzte niederdeutsch abgefasste, mit der Universität in Verbindung stehende Testament stammt, so weit ich sehe, aus dem Jahre 1632. In diesem schon mit hochdeutschen Wendungen vermischten letzten Willen bestimmt der Pastor Grapius-Jördenstorf, dass von den Zinsen von 1000 Gulden

---

[1]) Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen, 1740 S. 385.
[2]) ib. 1737 S. 65. [3]) ib. 1737 S. 13. 161, 1740 S. 609.
[4]) ib. 1740 S. 257. [5]) ib. 1741 S. 34.
[6]) ib. 1740 S. 643. 353 und 1739 S. 390.
[7]) ib. 1741 S. 263. [8]) ib. 1738 S. 324. [9]) ib. 1737 S. 192.

„arme Studenten oder Schöler erholden werden" sollen (Etwas 1738 S. 515).

Noch in anderer Weise kam die Universität amtlich mit der Laienwelt in Berührung. Bei dem grossen Umfang der zivil- und strafrechtlichen akademischen Jurisdiktion kam es nicht selten vor, dass Laien als Kläger, Beklagte oder Zeugen vor Rektor und Konzil auftreten mussten. Ihre Aussagen waren bis zur Reformationszeit hin natürlich ausschliesslich, lange hinterher aber noch recht oft plattdeutsch. Die Protokolle geben allerdings hiervon nicht immer ein deutliches Bild. Sie geben gelegentlich nicht bloss die Aussagen der Akademiker, sondern auch die der sonstigen Beteiligten in lateinischer Fassung wieder. Aber einzelne Aussagen werden in den Konzilsakten auch gegen Ende des 16. Jahrhunderts und gelegentlich auch weit später noch plattdeutsch protokolliert. Verschiedene derartige Beispiele finden sich u. a. in den Jahren 1565—68.

Im übrigen war das Lateinische die amtliche Sprache der Universität und ihrer Angehörigen. Natürlich in erster Linie auch beim wissenschaftlichen Unterricht. Von Mag. Heverling wird allerdings berichtet, dass er den Juvenal in deutscher, also plattdeutscher Sprache erklärt habe und dass er deswegen von Hermann Busch und seinen Humanistenfreunden verspottet worden sei. Hofmeister[1]) möchte diese Vorlesung Heverlings für die erste deutsche an der Universität halten. Für wahrscheinlicher halte ich es aber, dass Heverling, indem er vor angehenden Studenten sich auch zum Teil des Deutschen bei der Erklärung der Lektüre bediente, einer auch sonst damals und vorher schon üblichen Sitte folgte. Hofmeister selbst hat an anderer Stelle[2]) über ein in der Rostocker Kirchspielschule gebrauchtes Schulbuch — Terentius' Eunuchus — berichtet, das von Mag. Dorgelo lingua laica erläutert wurde, in einem Unterrichtsverfahren, das etwa dem in der heutigen Prima entspricht und das sicher auch von dem in den alten Regentien üblichen nicht weit entfernt gewesen sein wird. Ohne gelegentliche Benutzung der Muttersprache darf man sich den Unterricht besonders der oft noch sehr jungen Studenten der Philosophischen Fakultät schwerlich vorstellen. Dafür sprechen viele Umstände: in Rostocker Kollegbüchern der Reformationszeit finden sich neben dem lateinischen Text auch deutsche Stellen, die den Eindruck machen, als ob sie auf den Lehrer selbst zurückgehen; es gibt lateinisch-plattdeutsche Wörterbücher, z. B. das von dem Rostocker Professor N. Chytraeus vom Jahre 1582, das wahrscheinlich auch von jüngeren Studenten benutzt worden ist; und, was wohl ebenfalls beachtenswert, es wird öfters über die mangelhafte Lateinkenntnis der Studenten geklagt, so ist z. B. in den Konzilsakten von 1577 (Aug. 21) von Studenten die Rede, die 6—7 Jahre das Beneficium der mensa communis genossen hätten, die aber kaum einen Satz lateinisch sprechen oder schreiben könnten. Allerdings war es den

[1]) Rostocker Studentenleben (Archiv f. Kulturgesch. 4, S. 16).
[2]) Beitr. z. Gesch. Rostocks 1, 4. 1895, S. 77.



Scholaren in den Rostocker Regentien verboten. deutsch zu sprechen, auch bei der Privatunterhaltung hatten sie für jeden Verstoss einen Pfennig zu bezahlen. Aber allzu rigoros werden diese Vorschriften wohl nicht gehandhabt worden sein, ebensowenig wie die sonstigen Regentienparagraphen, über deren Nichtbeachtung immer wieder geklagt wird. Ein Zeuge für den Gebrauch des Deutschen, vielleicht für die gelegentliche Erlernung des Hochdeutschen, ist auch Barth. Sastrow,[1]) der 1538/41 zu den Bewohnern der Rostocker Regentie zur Arnsburg gehörte. Sastrow erzählt, dass er dort einen Contubernalen gehabt habe, „mit dem repetirte ich, examinirte ine in praeceptis grammaticae, gab ime teutsche argumenta scribendi, corrigirte ime seine scripta".

Ein grosser, wenn nicht der grösste Teil der Unterhaltung der Rostocker Studenten wurde im 15. und 16. Jahrhundert jedenfalls in der allgemeinen Umgangssprache der Zeit, also in Plattdeutsch geführt. Plattdeutsch waren auch, soweit sie nicht einen gelehrtlateinischen Aufputz trugen, die Lieder, die die Studenten sangen. Von ihrer Reichhaltigkeit gibt ein Fund, den Dr. Claussen[2]) kürzlich in der Rostocker Universitätsbibliothek gemacht hat, ein gutes Bild. Nicht weniger als 44 ndd. Lieder (neben 3 hochdeutschen und 7 lateinischen) finden sich auf diesen Bruchstücken der sicher um 1480 in Rostock gebrauchten Liedersammlung. Plattdeutsch war, von gelegentlichen lateinischen Fassungen abgesehen, überhaupt alles, was den Studenten in ihrer Umgebung in Wort und Schrift entgegentrat: die Verordnungen der städtischen Behörden, die Anschläge in den Kirchen, die Haus- und Grabinschriften, die Komödien-, Glückstopf- u. ä. -Ankündigungen.[3])

Ebenso war ein grosser Teil der von den Buchführern feilgebotenen Literatur niederdeutsch, und auch niederdeutsche Buchführer-Anzeigen dieser Literatur sind noch aus jener Zeit auf uns gekommen.[4]) Niederdeutsche Chroniken und Dichtungen und volkstümliche Schriften aller Art wurden schon in den ersten Jahrzehnten des Buchdrucks in grosser Menge auf den Markt gebracht. Auch von den Rostocker Druckereien wurde manches niederdeutsche Buch herausgegeben. Die Zusammenstellung von Wiechmann-Hofmeister[5]) bringt ca. 250 solcher mecklenburgischen Drucke aus der Zeit vor dem 30jährigen Kriege, eine Zahl, die sich schon jetzt erheblich

[1]) Herkommen, Geburt u. Lauf seines ganzen Lebens, von ihm selbst beschrieben. Hrsg. v. Mohnicke 1823/24.

[2]) Korrespondenzbl. d. V. f. ndd. Sprachf. 1915, S. 18—24. — Der Anfang eines plattd. Liedes „Nu leet ick in verdriedt" findet sich noch 1636 in einem Glückwunsch zur Promotion des H. Georg-Rostock.

[3]) 1503 wird den Studenten der Besuch der — plattdeutschen — Laienschauspiele verboten, aus etwas späterer Zeit sind plattdeutsche Theater- und Glücktopfzettel erhalten. Wegen der vielen spätmittelalterlichen deutschen Inschriften auf Rostocker Gedenksteinen, in Kirchen, auf Glocken, auf Geschützen kann hier nur im allgemeinen auf das „Etwas" und auf die Meckl. Geschichts- und Kunstdenkmäler von Schlie verwiesen werden.

[4]) Hofmeister, Eine ndd. [Rostocker] Bücheranzeige des 15. Jahrhunderts (Zentralbl.-Bibl. 6, 1889, S. 110—113).

[5]) Mecklenburgs altniedersächs. Literatur 1—3, 1864—85.

erhöhen lässt, die aber sicher ausserordentlich wachsen würde, wenn alle die kleinen Volks- und Schulschriften, die verloren gegangen sind, mitgezählt werden könnten.

Nicht ganz leicht lässt sich nun allerdings die Frage beantworten, welchen Anteil die Rostocker Universitätslehrer an der Abfassung und Veröffentlichung dieser deutschen Schriften gehabt haben mögen. Ein allzu grosser Teil davon ist ohne Verfassernamen an die Oeffentlichkeit gekommen. Aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass ebenso wie es bei den benannten Schriften der Fall ist, auch bei den unbenannten die Verfasser zumeist in den Kreisen des bürgerlichen und praktischen Lebens zu suchen sind. Das gilt zunächst von den theologischen, d. h. erbaulichen, die ungefähr die Hälfte in dem Wiechmannschen Verzeichnis ausmachen. Die Verfasser aller dieser Bedeböker, Underwisingen, Kirchenlieder u. dgl., die Bearbeiter der biblischen Schriften, der Kirchenordnungsschriften, der Streit-, Aufklärungs- und Andachtsbüchlein sind Pfarrgeistliche, die allerdings damals mehr als heute noch der Gesamtheit der Universitätsangehörigen nahestanden. Hier und da lässt sich aber auch ein Universitätstheologe als Verfasser dieser Art von niederdeutschen Schriften feststellen. So rührt das kirchengeschichtlich wichtige Buch „Van dren strenghen“, Rostock o. J., von Mag. Nik. Rutze her, der zu Ende des 15. Jahrhunderts an der Universität lehrte und der später als Vorläufer der Reformation erkannt worden ist. Ebenfalls dem Lehrkörper des 15. Jahrhundert gehört Alanus de Rupe an, dessen Marienpsalter freilich erst viel später in niederdeutscher Uebersetzung die Rostocker Presse verliess. Bei dem Emserschen niederdeutschen Testament von 1530 sind sehr wahrscheinlich die katholischen Universitätstheologen beteiligt. Bei der Abfassung der protestantischen Mecklenburgischen Kerkenordeninge von 1540 sicher auch Aurifaber, Heshusius und andere Angehörige der Theologischen Fakultät. Das Zustandekommen der niederdeutschen Bibel von 1580 ist z. T. dem Professor Dav. Chytraeus, einem Oberdeutschen, zu verdanken. Das niederdeutsche Gesangbuch von 1577, in dem u. a. auch ein paar Lieder von Joh. Freder vorkommen, ist vielleicht von dem Professor der Theologie Luc. Bacmeister zusammengestellt worden, der auch ein von ihm selbst gedichtetes Lied darin aufgenommen hat. Der Rostocker Pfarrer Nik. Gryse, dessen niederdeutsche Schriften besonders zahlreich sind, scheint keine Lehrtätigkeit an der Universität ausgeübt zu haben.

Nicht gerade zahlreich sind die niederdeutschen Bücher aus dem Gebiete des Rechts und der Verwaltung. Die wichtigeren sind die Drucke des Lübischen Rechts von 1509, der Bambergischen Halsgerichtsordnung von 1510, der Mecklenburgischen Polizeiordnung von 1516 und 1542. Wahrscheinlich sind bei diesen Veröffentlichungen auch Juristen der Universität beteiligt gewesen, Näheres darüber hat aber bis jetzt nicht ermittelt werden können. Als der fruchtbarste und bedeutendste niederd. Schriftsteller der Juristen-Fakultät ist jedenfalls Joh. Oldendorp anzusehen. Seine Hauptwerke sind: Wat billick un recht ys 1529, Van radtslagende, wo men gude Politie und ordenunge

ynn Steden und landen erholden möghe 1530, Wahrhafftige entschuldinge wedder de mortgirigen uprorschen schandtdichter und falschen Klegere 1533. Im übrigen gehören zu der niederdeutschen Rechtsliteratur die zahlreichen herzoglichen Verordnungen und Landtagsausschreiben,[1]) die Verordnungen des Rostocker Rats und einiges Aehnliche. Universitätslehrer haben hieran wohl nur in Ausnahmefällen wie etwa bei der „Appellatie" des Rostocker Rats „in Religionssaken" 1533, die anscheinend von Oldendorp herrührt, Anteil gehabt.

Die niederdeutsche medizinische Literatur umfasst bei Wiechmann nur einige wenige Nummern. Aber fast alle Veröffentlichungen dieser Art sind auf Angehörige der Medizinischen Fakultät zurückzuführen. Die 1518 gedruckte niederdeutsche Ausgabe der Wundarznei von Hier. Brunswyk ist wahrscheinlich das Werk des Prof. Rembert Gilsheim. Als Praktiken- und Prognostikenschreiber haben sich die Professoren Petr. Capitaneus und Levinus Battus betätigt. G. Nennius Sledanus ist der Verfasser eines „Kort Bericht van der Pestilentzie" (1564). Und vielleicht stammen auch die mit Arzneibüchern versehenen Kalender wie der Schapherders Kalender mit der kleinen „Physonomye" von 1523 aus der Feder der Universitätsmediziner, die ja in älterer Zeit auch die alleinigen Stadtärzte waren. Auch darauf mag hier hingewiesen werden, dass in den alten Statuta Facultatis medicae de promovendis kleine plattdeutsche Stellen, die das Praktizieren der Aerzte betreffen, vorkommen.[2])

Was sonst noch an niederdeutscher Literatur überliefert ist, würde zum Interessengebiet der Philosophischen Fakultät gerechnet werden können, wenn nicht dies in damaliger Zeit viel mehr als heute auf das Studium der alten Sprachen, Literaturen und Wissenschaften beschränkt gewesen wäre. So kann man eigentlich nur den lateinisch-niederdeutschen Nomenclator (1582 u. ö.) und die Exercitia (1580) des Professors Nathan Chytraeus und vielleicht die Sprichwörtersammlung (Loci communes) von 1579 hierher rechnen, während das Meiste dieser Literatur überhaupt ausserhalb des Hochschulrahmens liegt. Auch die Verfasser dieser Schriften — vereinzelt steht in der Frühzeit der Universität der Cisiojanus von K. Gesselen[3]) — werden selten unter den Universitätslehrern zu suchen sein. Um so mehr dürften aber die Studenten als Leser der hier gemeinten Bücher in Betracht gekommen sein. Das gilt von den Schriften, die sich mit den politischen Zeitereignissen beschäftigen, wie die auf den dänischen König Christian bezüglichen Flugblätter von 1523 und den Liedern auf Rostocker Ereignisse z. B. von 1549, 1566[4]), weiter von Geschichtsbüchern wie der Livländischen Chronik von 1578, möglicherweise auch von Freders Van dem vullensupende von 1553, und ganz

[1]) Die letzten niederdeutschen 1542.
[2]) Etwas 1742, S. 39.
[3]) K. E. H. Krause, Der niederdeutsche Cisiojanus. Prgr. Rostock 1875.
[4]) K. E. H. Krause, Ein Rostocker histor. Lied von 1549 (Hansisch. Geschbl. 1885, S. 201 ff.) und Ders., Rostocker histor. Lied von 1566 (Jahrb. ndd. Spr. 1875, S. 57 ff.).

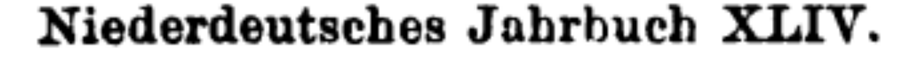
besonders von den Dichtungen in plattdeutscher Mundart. Zu diesen zählen von Rostocker Drucken vor allem die folgenden: Die Volksbücher von der Zerstörung Trojas, von Alexander d. Gr., Von den sieben weisen Meistern, von Melusine, Griseldis — aus dem Ende des 15. Jahrhunderts —, Reineke Voss 1517 u. ö., Dat nye Schipp von Narragonien nach Seb. Brant (1519), die mit niederdeutschen Bauernszenen versehenen Schauspiele wie Omichius, Dionysii und Damonis und Pythiae Brüderschaft (1578), Joh. Burmeister, Der geoffenbarte Christus (1605), Joa. Schlue, Comoedie vom frommen Isaac (1605), Dan. Friderici, Comödie von Tobias (1637) und eine Anzahl von Liedern wie die schon erwähnte handschriftliche Sammlung der Rostocker Universitätsbibliothek, deren Verfasser z. T. sicher unter den Rostocker Studenten zu suchen sind, ferner die Rhythmi mensales (Leberreime) des Joh. Junior von 1601 und zahlreiche Einzellieder wie das Mühlenlied, das Marienlied und das Tischlied von cr. 1519 u. a.[1]) Auch die Vier berömeden Scherzgedichte des Rostocker Professors Joh. Lauremberg von 1652 muss man noch hierher rechnen, obwohl sie schon der Zeit angehören, in der das Niederdeutsche seine Rolle als Schriftsprache bereits ausgespielt hatte. Lauremberg gehört zu denen, die den Niedergang der heimischen Mundart schmerzlich beklagen. Er möchte ihr mit seinen Satiren wieder eine ehrenvolle Stellung auch in der Literatur verschaffen, ein Versuch, der ihm wenigstens mit seiner eignen Dichtung, die bis 1750 nicht weniger als 15 mal aufgelegt werden konnte, einigermassen gelungen ist. Auch ein paar dramatische plattdeutsche Szenendichtungen, die bis 1634 zurückreichen, rühren noch von Lauremberg her.

2. Die Zeit der Herrschaft des Hochdeutschen.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts hin kann der Prozess der Verdrängung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche, soweit es sich um den amtlichen und öffentlichen Gebrauch der Sprache handelt, als abgeschlossen angesehen werden. Was nach Lauremberg in niederdeutscher Sprache veröffentlicht wird, hat den Charakter des Kuriosen. Erst zur Zeit J. H. Vossens wird gelegentlich der Versuch gemacht, das Plattdeutsche wieder als die Sprache naiver naturwahrer Dichtung zu verwenden und es so in kleinem Umfang wenigstens wieder in die Literatur einzuführen.

Unter solchen Umständen konnten auch die Beziehungen des Plattdeutschen zur Universität nur recht lose sein. Die Umgangssprache der bürgerlichen Kreise blieb allerdings bis fast in unsere Gegenwart hinein der heimische Dialekt, und so war es natürlich, dass auch die Professoren und Studenten, die im 18. Jahrhundert und darüber hinaus zumeist aus Rostock und Mecklenburg stammten,

[1]) Zu erwähnen sind hier noch die Uebersetzungen der drei lateinischen Gedichte Prof. H. Bogers über die Sternberger Judenverbrennung 1492, den Dithmarscher Sieg 1500 und die Rostocker Domfehde 1490, die vielleicht von Tilemann Heverling herrühren (K. Schröder, Meckl. Lit. 1909, S. 19).



sich zum grössten Teil dieser allgemeinen Umgangssprache bedienten.[1]) Wir finden Zeugnisse dafür gelegentlich auch in den Universitätsakten bei Gerichtsverhandlungen u. dgl. (z. B. in den Jahren 1720, 1733 u. f.) allerdings auch Zeugnisse dafür, dass man sich — es ist ja die Zeit des galanten vornehmen Mannes in Perrücke, Spitzen und Seidenstrümpfen — von der Sprache des gemeinen Mannes fernhalten möchte.[2]) In den Kreis der literarischen und gelehrten Arbeit zog man diese Sprache nur in seltenen Fällen. Es geschah eigentlich nur in zweifacher Hinsicht: einmal wenn es sich darum handelte, bei Gelegenheit eine drollige Reimprobe in einer weniger gangbaren Sprache zu geben, und dann hier und da aus gelehrt-antiquarischen Interessen, zunächst im Zusammenhang mit dem heimischen Recht und Brauch, später auch mehr in sprachwissenschaftlicher Absicht. Nach diesen beiden Richtungen hin mag hier noch ein Blick auf das Vorkommen des Plattdeutschen im Rahmen der Rostocker Universität geworfen werden.

Die Gelegenheitsdichtung spielt von jeher an den gelehrten Schulen eine besondere Rolle. Bei Promotionen, beim Amtsantritt, bei der Abreise, bei Hochzeits- und Trauerfällen der Akademieangehörigen pflegte eine Schar von Freunden die Feder in Bewegung zu setzen, so dass bei einzelnen derartigen Anlässen oft ganze Bündel von Gelegenheitsschriften gedruckt werden mussten. Die gelehrte Eitelkeit liebte es, bei solchen Glückwunschreimereien in allen möglichen fremden Sprachen zu glänzen, nicht selten wird ein Promovierter in allen alten und neuen Sprachen gefeiert. So ist es kein Wunder, dass auch das Plattdeutsche, dem ja in der Literatur schon die Rolle einer Fremdsprache zukam, gelegentlich dazu dienen musste, von der Verskunst eines akademischen Festdichters eine Probe zu geben.[3])

Am häufigsten machte man von der heimischen Mundart bei den Hochzeits- und Polterabendgedichten Gebrauch. Es liegt in der Natur dieser Gelegenheitsreimereien, die ja auch nur zum Teil gedruckt wurden, dass vieles davon nur ein kurzes Leben gehabt hat. Immerhin konnte ich vor einiger Zeit noch 36 gedruckte mecklenburgische Hochzeitsgedichte aus mecklenburgischen Bibliotheken bekannt machen[4]) und vor kurzem die Titel von weiteren 17 derartigen Dichtungen zusammenstellen.[5]) Vergegenwärtigt man sich, dass ein grosser Teil dieser Reimereien von Rostocker Studenten und Doktoren verbrochen worden

[1]) Plattd. Rufe lärmender Studenten sind bisweilen in den Konzilsakten protokolliert, z. B. 1733. Plattdeutsches aus dem Munde der einzelnen Gelehrten ist natürlich nur selten überliefert, ein Beispiel findet sich aber in Etwas 1744, S. 401 von Prof. Quistorp 1644. Noch 1825 „sprechen die Studierenden hier in Rostock unter sich beständig nur Platt“ (Freimüth. Abendbl. 1825, S 145) und auch bis in „sehr gebildete Häuser“ Mecklenburgs ist damals „das Niederdeutsche“ allgemeine Konversationssprache (ib. S. 341).

[2]) z. B. erklärt ein Student aus Pommern 1720, dass er nicht plattdeutsch zu sprechen pflege (Acta Concilii).

[3]) Vgl. hierzu G. Kohfeldt, Zur Lit. u. Sittengesch. d. meckl. Leichenprogr. u. Totengedenkschriften (Beitr. z. Gesch. d. Stadt Rostock 5, 1911, S. 283—94).

[4]) G. Kohfeldt, Plattd. meckl. Hochzeitsgedichte a. d. 17. u. 18. Jahrh. Rost. 1908.

[5]) Beitr. z. Gesch. Rostocks. 9. 1915. S. 107—113.

ist, und dass der grösste Teil davon in akademischen und ihnen nahestehenden Rostocker Bürgerfamlien spielt, so wird man wohl annehmen können, dass wenigstens im 18. Jahrhundert bei den Hochzeitsfeiern der Universitätskreise das Plattdeutsche sich noch einigermassen lebendig gehalten haben muss.

Seltener sind die plattdeutschen Trauerschriften. Carmina dieser Art sind mir überhaupt nicht bekannt. Die Leichenpredigten aber, von denen Wiechemann einige allerdings nicht in den Rostocker Universitätskreis gehörige — verzeichnet, fallen noch in die Zeit, wo das Plattdeutsche seine Stelle in Kirche, Schule und Literatur noch nicht völlig eingebüsst hatte.

In welchem Umfang das Plattdeutsche bei Promotionen und ähnlichen akademischen Akten Verwendung gefunden hat, kann ich nicht mit Sicherheit angeben. Mir sind bisher vier hierhergehörige Fälle bekannt geworden. Von einer irgendwie verbreiteten Sitte wird man aber hier nicht sprechen können, wenn auch noch mit ein paar verloren gegangenen Stücken dieser Gelegenheitsreimerei zu rechnen sein sollte. Einen in hoch- und niederdeutscher Mischsprache, in Messingsch, abgefassten Promotionsglückwunsch habe ich schon früher zugänglich gemacht.[1]) Von den vier rein plattdeutschen mag zu Ende dieses Aufsatzes ein Abdruck folgen. Sie sind doch charakteristisch für die ganze Art des älteren akademischen Lebens und Treibens.[2])

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hört die Liste der gedruckten Glückwunsch- und Beileidsdichtungen und damit auch der Druck derartiger plattdeutscher Reimereien auf. Als eine Fortsetzung dieser eigentümlichen Literatur kann man aber den grössten Teil der plattdeutschen Dichtungen von Dietr. Geo. Babst, auch einige Polterabenddichtungen und Jugendversuche Fritz Reuters u. a. ansehen. In Beziehung zur Universität steht davon nur Weniges, wenn auch die Verfasser dieser Dichtungen zumeist als Studenten der Universität angehört haben. Schilderungen aus dem Rostocker Universitätsleben finden sich einige bei Babst, so die lange Beschreibung der Promotionsfeierlichkeiten in „Lier' watt, so weest du watt", und die noch umständlichere Schilderung der Studentenulkereien und -Maskeraden in „De Schledenfohrt".

Es bleibt noch übrig einen Blick auf die wissenschaftliche Beschäftigung mit der plattdeutschen Sprache an der Universität zu werfen. Ansätze dazu begegnen zuerst zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Damals war es eine Art Modesache geworden, allerlei gelehrt-antiquarische Forschungen auf dem Gebiet der engeren Landes- und Heimatgeschichte anzustellen, ein Studium, das von den auf die

---

[1]) Niedersachsen. 15. 1910. S. 733. Vgl. Zs. f. Bücherfreunde. N.F. 3. S. 181ff.

[2]) In diesen Zusammenhang gehört auch ein plattdeutsches Briefgedicht eines Studenten in dem berüchtigten Rostocker Skandalroman „Der verliebte und galante Student" (2. Aufl.) 1741. S. 217/8. Ebenso mag hier noch das gereimte Bittschreiben des Studenten J. E. Boddim an den Herzog (Rostock 1732) erwähnt werden, sowie die Plattd. meckl. Bauerngespräche 1719—34 hrs. von Kohfeldt (Jahrb. niederd. Spr. 1907. S. 159).

Selbständigkeit ihres Landes stolzen Fürsten gefördert zu werden pflegte. So finden wir in dieser Zeit eine Anzahl von Gelehrten in Rostock, die sich auf das eifrigste mit dem Recht, mit der Kirchengeschichte, mit den Verhältnissen in Schule und Literatur, kurz mit dem ganzen Zustand des älteren Mecklenburg beschäftigen. Zu den rührigsten unter ihnen zählen die Professoren Frz. Alb. Aepinus (1673—1750) und Ernst Joh. Fr. Mantzel (1699—1768), und diese sind es auch, die zuerst für die Beschäftigung mit der heimischen Mundart Zeit finden.

Auf Anregung und unter Mitwirkung des Aepinus schreibt der aus Holstein stammende Student Bernh. Raupach i. J. 1704 seine Dissertation „De linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu injusto. Von der unbilligen Verachtung der platteutschen Sprache“, die er unter dem Vorsitz des Aepinus öffentlich verteidigt. Raupach preist — natürlich im Einverständnis mit Aepinus — die Vorzüge des Plattdeutschen, er beklagt, dass es immer mehr aus dem Kreise der Gebildeten und aus der Oeffentlichkeit verschwinde und er fürchtet, dass der völlige Untergang der Heimatsprache nahe sein werde. In seinen zahlreichen Vorlesungen und Disputierübungen wird der vielseitige und fleissige Aepinus zweifellos auch sonst die heimatliche Mundart und Literatur berührt haben. Dass er die Absicht gehabt habe, ältere niederdeutsche Schriftsteller herauszugeben, erzählt Burgmann in dem Leichenprogramm von 1750.

Auch Mantzel, dessen Hauptbeschäftigung das mecklenburgische Recht und die mecklenburgische Geschichte war, und der in Uebungen und Zusammenkünften unermüdlich mit den Studenten arbeitete, wird oft Gelegenheit gehabt haben, die Aufmerksamkeit seiner Schüler auf die mecklenburgische Mundart zu lenken. Leider scheint deren Interesse nicht gross gewesen zu sein: Als Mantzel eine Dissertation über ein Idioticon Mecklenburgicum veröffentlicht, wird es ihm schwer, einen Opponenten unter den Studenten, denen dies Thema zu fern liegt, zu finden.[1]) Mantzel selbst hat sich aber nicht bloss in dieser Dissertation, sondern auch in Zeitschriften, wie den Bützower Ruhestunden, wiederholt und eifrig mit dem niederdeutschen Wortschatz beschäftigt, und oft hat er, besonders als Herausgeber des „Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen“, alte niederdeutsche Texte ans Licht gezogen und gelegentlich mit Erläuterungen versehen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts treten auch in Rostock die antiquarischen Interessen hinter den Aufklärungsbestrebungen zurück. Dazu kommt, dass die 1760 z. T. nach Bützow verlegte Universität sowohl an Dozenten wie Studenten Mangel hat, so dass nur die notwendigsten Vorlesungen angekündigt und gehalten werden können. So hören wir lange Zeit nichts wieder von irgend einem Interesse der Professoren oder Studenten an der Sprache des Landes. Dann beschäftigen sich wieder ein paar Zeitungsaufsätze mit diesem Thema: 1772 (Gemeinnützige Aufsätze zu den Rostockschen Nachrichten Nr. 20. 21) gibt H. F. T[addel], Professor in Rostock, „Nach-

---

[1]) Bützowsche Ruhestunden, 1 ff.

richt von einem platteutschen Gebetbüchlein aus dem 16. Jahrhundert". Weitere Aufsätze, die wohl aus Universitätskreisen stammen, finden sich z. B. in den „Gelehrten Beiträgen zu den Schweriner Nachrichten" 1786 (Ueber Plattdeutsch und Englisch), in der „Monatsschrift von und für Mecklenburg" 2. 1789 (Ueber das mecklenbg. Hochdeutsch), 3. 1794 (Ueber die Sprache des gemeinen Mannes in Mecklenburg), 4. 1795 (Ueber ein plattdeutsches Wörterbuch), 7. 1798 (Ueber eine Bibliothek der niedersächs. Literatur). 1790 befasst sich Prof. Eschenbach in seinen Annalen der Rostocker Akademie mit den Dichtungen D. G. Babsts, die er an sieben Stellen der ersten 4 Jahrgänge anzeigt. Aber der gelehrte Eschenbach hat „keinen Geschmack an dergleichen plattdeutschen Versen", wenn er auch zugeben muss, dass „mehrere die Blätter mit Beifall gelesen haben". Vereinzelt steht die Dissertation von Th. Niemann, Specimen inaug. sistens prodromum idiotici Meckl., cum medicamentorum domesticorum indice, Rostock 1798, mit alphabet. Verzeichnis plattdeutscher Tier-, Pflanzen- und Medizin-Ausdrücke, und die Schrift H. Fr. Beckers, Beschreibung der Bäume und Sträucher in Meckl., Rostock 1791, mit lat.-hochd.-plattd. Register.

Sonst schliessen sich die Gelehrten und Gebildeten in ihrem Urteil über den Unwert des vulgären Plattdeutschen zumeist der Ansicht Eschenbachs an. Im übrigen wird der alte Streit über den Wert des Niederdeutschen, den schon die Freunde dieser Mundart, N. Chytraeus (1582), Joh. Lauremberg (1652), Aepinus-Raupach (1704), so lebhaft geführt hatten, wieder aufgenommen. Besonders in den Zeitungen und Zeitschriften der zwanziger und dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts wird immer wieder über den Nutzen oder den Nachteil der Sprache des gemeinen Mannes gestritten. Am häufigsten in dem viel gelesenen Freimütigen Abendblatt. Hier führt hauptsächlich der Professor der Naturwissenschaften H. G. Flörke[1]) das Wort. Im Jahrgang 1825 (S. 146/150 u. 172/76) lässt er einen Vortrag drucken, den er 1824 in der Rostocker Philomathischen Gesellschaft, einem Verein von Gelehrten und angesehenen Bürgern, gehalten hat. Der Titel des Vortrags lautet: „Ueber die Unvollkommenheiten der plattdeutschen Sprache, und die zu wünschende gänzliche Verbannung dieser Mundart, wenigstens aus den Zirkeln gebildet seyn wollender Menschen, als Einleitung zu dem Vorschlage, einen hochdeutschen Verein in Mecklenburg zu errichten." Flörke möchte von Grund aus mit der bäuerischen Sprache aufräumen. Die Mitglieder des zu gründenden Vereins sollen sich verpflichten, niemals, auch nicht mit dem gemeinen Manne platt zu sprechen und vor allem sollen sie die Jugend zur hochdeutschen Sprache erziehen. Auf den heftigen Angriff Flörkes folgt eine Entgegnung seines Kollegen J. F. Pries,[2]) der an der Universität neben Vorlesungen aus dem Gebiet der Philosophie auch solche über englische Literatur und über den deutschen Stil zu halten pflegte. Da Pries sich mit der Geschichte des Niederdeutschen und

[1]) Flörke sagt: „Vorher schon in Biesters Berliner Monatsschrift und anderwärts habe ich wiederholt auf die Unvollkommenheiten der plattdeutschen Sprache aufmerksam gemacht."

[2]) Freim. Abendbl., 1825 S. 281/7.



der verwandten Sprachen einigermassen vertraut gemacht hat, kann er den Uebertreibungen und Unrichtigkeiten Flörkes nachdrücklich und sachlich entgegentreten. Auch findet er bald weitere Unterstützung in seinem Auftreten gegen Flörke. Ein -h- Unterzeichneter betont[1]) u. a. die Wichtigkeit des Niederdeutschen für die deutsche und die allgemeine Sprachforschung. Ein Hallenser Student[2]) wendet sich gegen die Vorwürfe, die Flörke den plattdeutsch sprechenden Akademikern gemacht hat. Ein Aufsatz derselben Zeitschrift (1825 S. 849—854) sucht vor allem auch die Bedenken, die gegen die Zweisprachigkeit als Bildungshindernis von neuem (Grapengiesser, 1825 S. 633—638) laut geworden waren, zu entkräften. Und so wird noch oft für und gelegentlich auch gegen die Pflege der Mundart geschrieben u. a. im „Freimütigen Abendblatt", 1827 S. 886—888, 1828 S. 38—39, 1829 S. 918—919, 1835 S. 462. Auch ein Rostocker Professor, Vict. Aimé Huber, der als erster über neuere Literaturgeschichte liest, greift in diesen Streit ein, auch er tritt, indem er sich in seinen „Mecklenburgischen Blättern" (1834, S. 135 u. a.) scharf gegen die Broschüre des Altonaers L. Wienbarg wendet, für die Volkssprache ein.[3])

Ein wirklicher Umschwung in der Wertschätzung des Plattdeutschen erfolgt nun allerdings erst, als Klaus Groth, Fritz Reuter, John Brinckman u. a. zeigen, dass dem Instrument der so lange verachteten Volkssprache immer noch alle Töne entlockt werden können, die der Dichter braucht, um alle Höhen und Tiefen der menschlichen Empfindung auszudrücken. Um dieselbe Zeit etwa tritt als neue selbständige Wissenschaft in den Kreis der Universitätsdisziplinen die deutsche Philologie ein, eine Wissenschaft, die nun zum erstenmal auch eine gründlichere Beschäftigung mit den Mundarten und so auch mit der alten und neuen Sprache der Niedersachsen veranlasst. In Rostock beginnen regelmässigere Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur erst mit der Berufung des Prof. V. A. Huber i. J. 1833. Was vorher von dieser Wissenschaft in den Vorlesungsverzeichnissen angekündigt wird, steht als Ausnahme da, so z. B. als einzige derartige Vorlesung im 18. Jahrhundert ein Collegium historico-criticum in optimos Germaniae poetas recentiores i. J. 1766, dann später die Vorlesung des Privatdozenten Wiggers über allgemeine Literaturgeschichte i. J. 1807, die Dr. Schröters über vaterländische Literaturgeschichte i. J. 1820, die des Dr. Weinholtz über Goethes Faust 1829—32 und gelegentliche Uebungen im deutschen Stil, wie Prof. Pries sie von 1814 an ein paarmal ankündigt. Aber auch Huber und seine Nachfolger Wilbrandt und Bartsch, die alle neben der deutschen auch die romanische und englische Philologie zu vertreten hatten, lasen durchaus noch nicht regelmässig über Deutsch. Niederdeutsche Studien hat Bartsch, der sich selbst u. a. eifrig mit den mecklenburgischen Sagenstoffen beschäftigte, wohl gelegentlich angeregt, jedenfalls ist die Preisarbeit des Jahres 1867

[1]) Freim. Abendbl., 1825 S. 337/44. [2]) ib. 1825 S. 349/50.
[3]) Vgl. im übrigen das Verzeichnis der Schriften für und gegen das Plattdeutsche in Goedekes Grundriss² VII, S. 561 ff., auch Karl Schröder, Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur, Berlin 1909, S. 413 u. a.; Fr. Kluge, Von Luther bis Lessing, Leipzig 1918, S. 116 ff. u. a.

„Grammatik des mecklenbg. Dialektes“ von ihm aufgestellt worden. Besondere Vorlesungen und Uebungen auf dem Gebiete des Niederdeutschen hat aber erst Bartschs Nachfolger Bechstein angekündigt und gehalten. Die Lektionskataloge führen davon folgendes auf: Winter 1873—74 über deutsche und insbesondere über den mecklenburgischen Dialekt; Sommer 1875, Winter 1879—80, 1883—84, 1887—88, 1892—93 über Altniederdeutsch und besonders über den Heliand, Winter 1892—93 über das mittelniederdeutsche Spiel der zehn Jungfrauen, und ausserdem wiederholte Seminarübungen über die mittelalterlichen Schauspiele u. ä., wobei wohl auch die niederdeutschen Dichtungen berührt sein mögen. Auch Bechsteins Nachfolger Golther hat das Niederdeutsche nicht vernachlässigt. Schon bald nach seinem Amtsantritt hat er über die „altsächsische Bibeldichtung“ gelesen, wiederholt hat er die altsächsische Genesis im Seminar behandelt, ausserdem auch den Theophilus, Reineke Voss und das Redentiner Osterspiel. Mehrmals hat er über den Heliand gelesen, einmal über die Geschichte der niederdeutschen Sprache und Literatur und oft über die Geschichte des Deutschen überhaupt, wobei dann regelmässig auch die alt- und neuniederdeutschen Sprachverhältnisse eingehend behandelt worden sind.

Von Dissertationen über niederdeutsche Themata sind die folgenden bei der Rostocker Philosophischen Fakultät eingereicht worden: K. Nerger, Grammatik des mecklenburgischen Dialekts (gekr. Preisschr.), 1869. R. Tetzner, Peter Lindeberg und seine Rostocker Chronik, 1878. Fr. Peters, Der Satzbau im Heliand, 1886. A. Schöne, Deutsche Altertümer im Mecklenburger (Redentiner) Osterspiel, 1886. O. Küntzel, Künstlerische Elemente in der Dichtersprache des Heliand, 1887. A. Hedler, Geschichte der Heliandforschung, 1890. H. Seltz, Der Versbau im Reineke Voss, zur Metrik des Mittelniederdeutschen, 1890. H. Stekker, Der Versbau im niederdeutschen Narrenschiff, 1892. K. Lorenz, Der Anteil Mecklenburgs an der deutschen Nationalliteratur, 1893. W. Rust, John Brinckmans hoch- und niederdeutsche Dichtungen (gekr. Preisschr.), 1912. O. Decker, Flos unde Blankeflos. Krit. Ausg. des mittelniederdeutschen Gedichts, 1913. W. Kolz, Das Lautsystem der haupttonigen Silben des westmecklenburgischen Dialekts, 1914. P. Beckmann, Die Rostocker Mundart, 1918.

Ist die Zahl dieser Dissertationen aus dem Gebiete des Niederdeutschen auch nicht gerade gross, so ist sie doch beträchtlich im Verhältnis zur Gesamtzahl der deutschphilologischen Arbeiten. Jedenfalls sind auch sie ein Zeugnis dafür, dass seit Bartsch, dem ersten Inhaber eines eigenen germanistischen Lehrstuhls in Rostock, dort die niederdeutschen Interessen stets Berücksichtigung gefunden haben. Allerdings konnten von dem alleinigen Vertreter der deutschen Philologie nur hin und wieder besondere niederdeutsche Vorlesungen und Uebungen angekündigt werden, in den grösseren sprachwissenschaftlichen und literarhistorischen Kollegien ist aber nach Gebühr jede Gelegenheit benutzt worden, an die mundartlichen Kenntnisse der Hörer anzuknüpfen und diese zugleich zu erweitern. Auch ausserhalb des Hörsaals haben die Rostocker Germanisten wiederholt ihr

Interesse für die Heimatstudien gezeigt. Bartsch hat 1863 die Ehrenpromotion Fritz Reuters angeregt, Bechstein hat viele Jahre hindurch im Mittelpunkt einer niederdeutschen Abendvereinigung älterer Philologen und Historiker gestanden, unter Golther ist der Kenner mecklenburgischer Sprache und Volksart Wossidlo zum Ehrendoktor ernannt worden, Golther hat am 100. Geburtstage Reuters bei der akademischen Feier eine später gedruckte Rede gehalten, er hat sich an allen Feierlichkeiten zu Ehren Reuters, Brinckmans u. a. als Vertreter der Universität beteiligt, er hat wiederholt Preisarbeiten aus dem Gebiete des Niederdeutschen gestellt, er hat für die Pflege des Niederdeutschen an der Universitätsbibliothek gesorgt [1]) und er hat noch in neuester Zeit dahin mitgewirkt, dass bei der neuen Prüfungsordnung das Niederdeutsche als eigenes Zusatzfach Anerkennung gefunden hat. Auch für die Errichtung einer niederdeutschen Professur in Rostock ist Golther schon seit Jahren eingetreten. Wie es scheint, werden diese Bestrebungen jetzt auch von der Regierung lebhaft gefördert, und es ist zu hoffen, dass — trotz der schweren Zeiten des langen Krieges — das kurz bevorstehende Universitätsjubiläum auch einen Lehrstuhl für die Sprache und Literatur der engeren Heimat bringen wird. Das würde in der Tat ein schönes Geschenk an die Universität sein, die jetzt auf eine halbtausendjährige Bildungsarbeit inmitten des niederdeutschen Landes und der niederdeutschen Sprache zurückblicken kann.

Anhang:

Plattdeutsche Rostocker Promotionsgedichte aus dem 18. Jahrhundert.[2])

1. Dissertatio juridica de matrimonio per substitutum contracto .. Praeside Joh. Joach. Schoepffero .. examini submittet Fried. Vermehren. Rostochii (1709). (Am Ende 3 Glückwunschgedichte, das letzte in Plattdeutsch):

Vehl Glück, myn gode Fründ, to dehm, wat jy geschreven,
Vör mynen dummen Höfft heb' jy woll braff wat lert,
Doch schkäl wy altohop nah juen Praten leven,
Dat segg' jy jo woll nich? Dit wär ock gantz verkehrt.
Wen wy den Zegenbuck in unsen Kohlhoff laten
Tho erst, so fret de Dev de fasste Köppe upp,
Un all dat böse Tüg krig'n wye in unsen Katen,
Dat gyfft keen goht Gericht, nee lutter klünter Supp;

---

[1]) Seit 1908 ist die Bibliothek mit einer eignen niederdeutschen Rate ausgestattet, es wird ein besonderer niederdeutscher Katalog geführt, der die Bestände der Rostocker Universitäts-Bibliothek und der Schweriner Regierungsbibliothek umfasst, und es ist ein Niederdeutsches Archiv eingerichtet worden, in dem die Handschriftennachlässe neuerer Dichter wie J. Brinckman, Felix Stillfried, Helm. Schröder u. a. vereinigt sind.

[2]) No. 1 u. 2 in der Universitätsbibliothek Rostock, No. 3 in der Landesbibliothek Rostock, No. 4 in der Regierungsbibliothek Schwerin.

Drüm mög jy jummer hen van Substituten schriven,
Wat geldt in disse Saack by my un ju de Wedd.
Wen my de Ehstand plagt, und ick my schall bewiven,
Will ick mit myner Fru sulvst sachte gahn tho Bedd

Dit schrev en Buhr
Ju gode Bekandter.

2. Dat beste Wort: | Dee Welt laht ümmer Murren, | Wull | Als Dee | Düchtige un uprichtige | Herr, | Herr Ehrnst Johann | Friderck Mantzell | Anno 1721. d. 23. des Harffst-Mahnts | Doctor van dee Gerechtsahmkeit | wurd, | Demsülven recummendeeren | Un sienen Prat dar ock mit manck bringen | Een recht goht ehrlik Fründ | Dee bett an den Halss Studeert hefft. | (Vignette) Rostock | Gedrückt by Niclas Schwiegerau, E. E. Rats Bockdrücker. |

(Vignette) Dat geiht doch Schwefelsch-dull daher up disser Welt,
Dee een hefft sienen Sinn, up so een Dinck gestellt,
Un dee sett sienen Kop, noch up gantz anner Sacken,
Diss willt ahn Henckers Danck nich alss dee anner macken.
Diss segt, ich scheer mie veel üm Böcker üm Papier,
Ick reiss weg, dat ich man bin west brav wiet van hier,
Danahst so möht man mie dat absolut tho löwen,
Dat ich bin hoch Stodeert: doch kum, da sast nah töwen.
Ich denck dar offters an, un doch begriep ick kuhm,
Wor dit an liggen mag; süss bin'ck doch nich so dumm,
Dit äverst kan ick nich mit aller Macht begriepen,
Un leet ick den Verstand ock ass een Metzer schliepen.
Doch dat is even veel, ick lav indess den Kop
Dee allen Sacken let man eeren frien lop,
Diss mag dat dohn, dee mag daräver resuneeren,
De must woll däsig sien, de sick daran wull kehren.
Ick will van disser Sack man een Exempel seggn,
Wan eener fängt wat an, dar wilt dee Welt utleggn,
Ball so, ball wedder so, dee lacht, de will sick schnurren,
Dat best ist dat man denkt: dee Welt lat ümmer Murren.
Mien harten truten Fründ, du weest ock woor et geiht,
Dat Die ock mennig een, mit siener Tungen schleit,
Hör mienen schligten Rath: söcht die dee Welt tho purren
So denck du jedertieht: dee Welt lat ümmer Murren.
Unn bet: tho flechten krigst du noch woll dusend noog,
Daby wess nicht verblüfft, treck dienen even tog,
Wer die am Wagen föhrt, un will sick an die schurren,
Den holt die van dee Neess. Dee Welt lat ümmer Murren.
Ick wünsch die, dat dien Glück, die ball sett baven an,
Unn den so hauch, dee die tho weddern, in dee Pann.
Dee Affgunst mag di den ock noch so vehl begnurren,
Wat schehrst du die darüm, dee Welt lat ümmer murren.

(Vignette.)

3. Ass | Dee gode Minsck | Herr Barthold Darsch | Anno 1726. den 21. May | tho Rostock Magister wurd, | schreev mit | een Fründ

dee em so leev | hett ass een Broder den annern. | (Vignette) Gedrückt ünjer dee Press. |

(Vignette) Sacht Broder, Deudel nich, wat krancht, wat hestu vör?
Ick hör jo dat du di lest thom Magister macken,
Wat sind dat eegentlick den doch vör rare Sacken,
Ick weet nich wat Du deest, ick glöv die ritt de Dweer,
Süh so dacht ick tho erst, ass ick van di dat hörd.
Ass ick mie äverst recht hadd dörch und dörch besunnen,
Un man de erste Hitt een beten äverrunnen,
So gaf ick ball darup gans anner beter Wörd.
Ick freude mie vörwahr von rechten Hartens-Grund,
Und dacht, Du weerst gewiss nich up verbaden Weegen,
Et weer der narschken Welt ock nickts daran gelegen;
Ick frag se allemahl: wo dühr van Stoff een Pund.
Wollan, ick wünsche di den so veel Steern un Glück,
Ass immerfort een Minsch von Gott weet tho begehren,
Hee rüste di so uth tho sienen Deenst un Ehren,
Dat allens wat du deest krieg immer goden Schick.
Hee help tho wieder Glück, un lat et ball geschehen,
Ick will förwahr darup doch recht instämmig [*sic*] luhren,
Ob noch mit Gottes Hülv enns Börgers edder Buhren,
Di warden in de Karck as eren Prester sehn.

(Vignette.)

4. Schnickschnak, | gehollen to Rostock van säben Minschen, | as | de twe Hochgelehrten Herren Kandidaten, | Herr Richter | un | Herr Balke | den Doktorhot | opkregen, | in aller Ihl tosamen geschrapet, | un | Jem | to Fidibus äfergewen van | H. G. H. | Rostock, drükt bi Anton Ferdinand Röse. 1752. |

Man wiest wol op den Wiem, bilief nich op de Höner,
Düt olle Sprikword schal ok hier tor Naricht stahn.
Ik flök bi Steen un Been: et is gewislich kener
Hiermit getart öf nömt, un schal op kenen gahn.

De säben Minschenkinder sünt:

1. Fr. Ph. dat heet Fro Philosophsche.
2. H. L. „ „ Herr Liekto.
3. J. N. „ „ Jünfer Nachtäselsch.
4. H. Bl. „ „ Herr Blasius.
5. J. H. „ „ Jünfer Hönerbensch.
6. H. K. „ „ Herr Kasbernstengel.
7. J. B. „ „ Jünfer Bessenstehlsch.

(Vignette.)

H. L. Gon Dag! Madam, wo geiht? Wer wul so stark studeren,
Wat het se dar förn Book?

Fr. Ph. Es ist der Wolf, mein Herr!

H. L. Ik glöf, en Wulf? Madam! se denkt mi to vexeren.
Behöd een lewe Tied! Se spott ok jümmer mehr.



Man dörf den Düwel nich an siene Wände malen,
He kumt van sülfsten gnog.

H. K. Mein lieber Herzensmann!
Dies Buch ist warlich nicht mit Gelde zu bezahlen,
Es ist aus der Vernunft drin alles dargetan.
Und meine schöne Frau ist gar zu klug geworden,
Seitdem sie hierin liest, mir ist auch schon recht bang,
Man recipire sie in den Flohsophschen Orden,
Sie sitzt bei diesem Buch auch ganze Nächte lang
Ich muss des Abends nur zuerst zu Bette gehen,
Sonst sieht sie mich des Tags Flohsophsch und sauer an,
Und sagt mir nichtes vor, was sie daraus gesehen,
Wer weiss, ob auch ich nicht ein Flohsoph werden kan.

Fr. Ph. Mien Väderken, schwieg still! Ich muss weit höher denken,
Als dieser. Er kent kaum die alt Ontologie,
Die neue kan uns nur Witz, Geist und Klugheit schenken,
Wer kante sonst Kosmo- uud die Psychologie?

H. L. De Ollen wassen ok warhaftig kene Narren,
Un de Kosmologie verstunden se recht god.
Sünst wären Se un Ik wol nümmer nich gebaren
Man late se in Rauh, se sünt jo längstens dod.

Fr. Ph. Mein Schatz! ich will dir auch noch etwas nets erzälen,
Womit ich diese Nacht ganz schlaflos zugebracht,
Ich muste lange Zeit mich mit Ideen quälen,
Bis ich hernach doch noch die Warheit ausgedacht:
Wenns, Männchen, etwa itzt ein starker Frost, und heute
Auf dieser Nadelspitz ein glattes Eis sich legt,
So hab ich überdacht, wie viel monadsche Leute
Mit Schlitschuh angethan, wol diese Spitze trägt.

H. R. Ei seht doch lieber Herr, heisst dies nicht flohsophiren?
Wer hat je dran gedacht?

H. L. Schaft düt den Kindern Brod?

H. K. Sie kan Herr, sicherlich, so kräftig abstrahiren,
Dass sie sich neulich noch . . .

H. L. Makt dat de Schwien ok grot?

H. K. Ihr zärtliches Gefühl, sind das den Kleinigkeiten?
Drei Spannweit von dem Kinn, im Kopfe vorgestellt,
Und hat mit Seid- und Spitz- Koffe- und Zukker-heiten
Mit tiefer Gründlichkeit das Kästgen aufgehellt.
So wird die lange Zeit . . .

H. L. O wat Schnurpiperien?
Seht da Mamsel, mien Schatz!

J. N. O nu, was ist denn das?

H. L. Ik hef ken Was to Kop. Ik weet, se will bald frien,
Se süht so drusig uht.

J. H. A, Herr, ihr fihlt nur was,
Sie ist nicht auf die Schik, un hat den Kupf verbunden,
Sie hat en Stoss gekrigt.



H. L. Ik weet wol, se is Bruht,
Oef is de Hapenung nu wedder rein verschwunden?
H. K. Es kriegen ihrer zwei, nicht wahr? den Doktorhut.
H. L. Je, dat was noch wol wat, is ehr wol wat geschehen,
Woran op dusend Miel en Minsch nin Sinn gehat.
Fr. Ph. Nun, Engel, zieh dich an, auf dich wird itzt gesehen.
J. H. En Dukter schullt sie frihn, wünsch er ihr sünsten wat.
Fr. Ph. Mein Kind, mein Herr, ist frei von menschlichen Affekten,
Die Liebe, Hass und Gram ist ein Unding bei ihr.
H. K. Ja, wenn ihr solche Ding in ihrem Halse stekten,
Ich jagte sie gewis, ich weis, wie weit von mir.
H. L. Je, je, ik heft wol sehn, se mag doch liekers küssen,
Se krege leztens noch den Moschü bi den Knop,
De hier so öfters löpt.
Fr. Ph. Das heist nur zärtlich grüssen.
H. L. Se deden gans verleft, un kropen dicht thohop.
J. B. Et sünt de rechten Lüd, ik wull üm alle Saken,
Min Dag nin Dokter frihn. Man kiek se man ins an.
De ene tällt de Klümp, so in dem Ketel kaken,
Pahlt Bonen uht, schrapt Röf un narms wet he sünst van.
He weet warhaftig kuhm de P . . to bekieken,
Un will en Dokter sin. Je, Dokter ahn ct.
De Jünfern wet he schön un schelmisch to beschlieken,
Sünst het he jo niks lehrt nich mahl dat a b c
De tweed is hoffartsdull un will sien Fröken prügeln,
De drüdde supt sich vull; de veerde het een Been;
De föfte Sünder gliekt recht liferlieks den Igeln,
De een dat Geld, as Blod, uht unse Kniptasch tehn,
Dem sösten plagt de Giez un tällt uns jeden Bitten
In unse lütje Mund, un jeden Natelkop.
Noch nülich seg ik em bien schewe Natel sitten,
De he op siene Sprak recht liek to rechte klop.
H. L. Recht! hüslich mut man sien.
J. H. Et seind die rechten Gäste,
Wenn sie Studenten sind, wenn man sie nur beschaut,
Sie schreen un larmen stets un saufen op dat beste,
J. N. Sie sehen öfters aus, dass einem dafür graut.
J. H. De Rok, da geiht em hen, is wol nie ausgekloppet,
De Schuh sind gehl un grön, das Degenhenk geflikt,
De Strümpfe auf der Nat mit grönen Twirn gestoppet,
Sien een Manschet hat hüt de Tillers afgelikt.
J. B. Je, Alheit sed uns letzt, dat he en Atheiste,
Denn he gröt nüms, un glöft an kene Spukerie,
J. H. Mein Dukter sagte mir, he sei en Mennoniste,
Weil he so greslich flucht bey Tüffelsklapperie.
Fr. Ph. O Kinder, redt so nicht, wer weis was aus den Leuten
Noch einmal werden kan.
N. L. So recht mien lewe Fro,
Fr. Ph. O was bekümmern euch doch solche Eitelkeiten

H. L. Se schnikschnakt so wat hen un legen noch darto.
De Nese schullen se biem Wukken un biem Striken
Un bi de Balje then, un laten een bethem;
De Drütjen schullen hüpsch nah ere Feler kiken,
Dat man se ok nich ins biem Sohm herümmer nehm.
Dat ene Jünferndink teert ere roden Haare,
Mit fulen Schowas an, hier op de Naberschop,
Se nimt gewis und denk wat van der Schinkenschware,
Beschmert damit de Nees, de Lippen und den Kop.
De anner . . .

Fr. Ph. Liebster Herr, sie sind nicht recht belehret,
Es ist ja ganz und gar kein Widerspruch hiebei,
Dass rot in schwarzes Haar bei Jungfern sich verkehret,
Sieht man bei Alten doch, dass Aendrung möglich sei.

J. N. Ja wirklich.

H. L. het en Put mit Farben uhtgegaten,
Bepinselt sik damit de Arms, Gesicht und Fusst.
Ik har noch nülich erst en Profe mit dem Wraten,
Ik har en Arft gekaut un int Gesicht gepusst.
De drüd is blau un blek; de verde is verwussen.
De fofte host un schehlt, het lahm un fule Been;
De söste nimt en Feil, verhögt damit den Bussen,
Un stinkt uht eren Hals; de säfte lehnt sik Tän;
De achte het jo gar twe Jungens to versorgen,
Un schall doch Jünfer sien, so sed uns unse Gesch.
Doch flaren se sik op un schullen set ok borgen.
Worüm? Doht se dat nich puhr ümt Studenten Flesch?
De ene will so gern Fro Lischenschatin heten;
De anner is im Geest all Fro Magisterin;
De drüdde will sogar fär Fistigkeit nich eten;
Damit se schiklich is en Dokter-Fro to sien.
Se willt so hartlich gern een op de Ogen drükken.
Dat sugt se in de Seel glick mit der Modermelk.
Wo lichte findt man nich jem schön wat färtorükken
Allene . . .

H. K. Ja, Ja, ja, es sind sehr lose Schälk.

Fr. Ph. Es fällt mir bey, da sie von Seelen disputiren,
Ich habe lange Zeit, mein Schatz, Pansees hiebei,
Ob sie von Anbeginn schon alle existiren,
Und ob der Tradux wol zu stabiliren sei.

H. L. Wat Henker schellt se mi färn albern Dux?

H. K. Ach schweige,
Mein Herzenskind, hiervon, sonst weiss ich, diese Nacht,
Wenn ich dich küssen will . . .

H. L. en albern Dux!

Fr. Ph. Ich zeige . . .

H. L. En albern Dux!

Fr. Ph. dass sie aus Tierchen . . .



H. K. Gebt doch acht,
Wer komt itzund herein?
H. Bl. Ei ganz ergebner Diener!
Fr. Ph. Da sieht man dieser Mensch besitzet Konduit.
H. K. Geht Mädgen bratet uns ein paar gestopfte Hüner.
J. N. Gewisslich dieser Herr hat prächtigen Esprit.
H. Bl. Wie stehts, mein Herr, Madam, und hohe Gönnerinnen?
Was hört man gutes neus aus Frankreich und Paris?
Was macht der Hof daselbst?
J. N. Ich muss mich erst besinnen.
H. Bl. Wann wollen wir dahin? das schöne Paradies!
Da fahren wir zur Jagd, da wird manch Wild gefangen.
Da macht man früh un spat bald dem bald diesem Kour.
J. N. Ach dass die schöne Zeit der Schlittenfart vergangen!
H. Bl. Da schneidet es sich doch des Abends schön Amour.
Fr. Ph. Sie scherzen.
H. Bl. a propos! Ich habe itzt vernommen,
Dass zwei Gelehrte heut ...
J. N. itzt ist daran gedacht.
H. Bl. Mit grossem Lob und Ruhm den Doktorhut bekommen,
Und dass ein Versefex ein Reimchen drauf gemacht.
Wie werden sie, mein Herz, mich, wenn ich Doktor, lieben
Wie wollen wir ...
J. N. Na, na!
H. Bl. Hier ist das kurze Ding
Es ist, bei meiner Seel, undeutsch und dwalsch geschrieben.
H. L. Lang he mi dat ens her, op ikt tosamen bring.

Bi Ionem Dokterhot kan ikt unmäglik tügen,
Dat ik vull Fröd un Lust nu vull Ergebenheit
Mit miener Rimele schul as en Mählsteen schwiegen,
Ne, Günners, hier bring ikt, so stökrig ast ok geiht.
Jo Beiden gewe Gott en god un langes Lewen!
Un dat Jo Nahm un Rohm büt an de Polen stigt!
En jeder mut so all Jo düchtig Tügnis gewen,
Dat grote Wetenschop in Juwe Köppe ligt.
Ik wünschk ok likers bald en unvermedlich Aebel,
Dat in Verdretlichkeit de Tied twe dubbelt nimt,
Van Krankheit, böse Sühk, van Unglük, Dröbsalsnebel,
Mak Gott, dat nimmermehr Jo wat to nahe kümt!
Toletzt wünschk ik ok noch Unenigkeit un Larmen,
Veel Twedracht, Enigkeit, veel Hader, Fred un Striet.
Beschämt denn jo man nich mien wolgementes Karmen!
Ik bün Jo ganz verplicht to aller Lebenstied.

Zu Berthold von Holle.

Von **W. Seelmann** in Berlin.

Leitzmann hat Nd. Jahrb. 43 S. 65 aus Bertholds von Holle Dichtungen die Stellen verzeichnet, welche noch der Erklärung oder Besserung bedürfen. Ich glaube, dass das eine oder das andere, meist mit Hilfe des Niederdeutschen, sich für jene Stellen finden lässt.

Dem. 565 ff.: *or (der ritter) wart wol gepflogen dâr.*
sô manige heißen, daz is wâr,
sô dar was ritter mit om komen,
trûg man vor di rîchen fromen.

Statt *heißen* v. 566 ist *spîsen* zu lesen.

Dem. 735 ff. wird ein Tjost geschildert, bei welchem die Splitter so massenhaft von den Speren fliegen, daß ihr Gewimmel die Strahlen der Sonne stellenweis nicht durchdringen können. Dieses Herumfliegen der Spersplitter in der Luft wird von Berthold durch einen Vergleich veranschaulicht, der solchen Lesern verständlich erscheint, welche auf Viehweiden das Treiben der Stare beobachtet haben. Diese geselligen Vögel sammeln sich gern in grossen Scharen, die sich auf weidenden Tieren, besonders Rindern niederlassen, um von den Insekten, welche sie auf ihnen finden, sich zu nähren. Auf einer Rinderherde sieht man dann wohl hundert und mehr Stare, bald eifrig ihre Nahrung suchend, bald scharenweis auffliegend, um auf anderen Tieren der Herde sich von Neuem niederzulassen. Ein stetes Ab- und Zufliegen, ein dauerndes Gewimmel in der Luft. Man kann darüber nachlesen, was Buffon in seiner Naturgeschichte der Vögel von den Staren sagt, und wird verstehen, wie Berthold sagen kann

748: *Dâr gâben sprinzelen von den speren*
Schate vor der sunnen clâr.
Man mochte si hîr unde dâr
An den luften flîgen sên
So di rate von den sprên.

‚Wie die Schwärme (auffliegender) von den (sitzen gebliebenen) Staren.' *sprên* (Sing. *sprê* und *sprên*) 'Stare' ist ein weitverbreitetes und auch in Bertholds Heimat (vgl. Schambach, Wtb. d. nd. Ma., S. 206) bekanntes nd. Wort, während mnd. *rote, rate* 'Rotte, Haufen' bedeutet. Als Vogelschar ist es bei Waldis, Esopus 1, 16, 55 belegt: *so fliegend* (ihr Vögel) *hin mit groszen rotten.* Ist meine Erklärung zutreffend, wird man aber *rote* lesen müssen, da die mnd. Form *rate* einer andern Gegend und der späteren Zeit, in welcher die Handschrift entstanden ist, zukommt, nicht aber der Heimat und der Zeit, welcher Berthold angehört hat. Von den früheren Deutungen der Verse trifft die von Vogt (Paul-Braune, Beitr. 16, 459), die mir erst nachträglich bekannt wurde, mit der meinen insofern zusammen, als er *rate* und *sprên*



ebenso erklärt, aber *von den sprên* einen Genitiv partit. vertreten lässt, also 'Haufen von Staren' statt 'von den Staren weg' übersetzt. Hätte Berthold es so gemeint, hätte er wohl *rote von sprên*, nicht *von den sprên* gesagt. Auch kommt bei dieser Erklärung nicht das stete, wiederholte Abfliegen der Lanzensplitter zum Ausdruck. Ferner spricht gegen sie, dass der Demantin sonst keinen Beleg für die Umschreibung des Genit. part. durch *von* bietet. Gegen Roethes (Reimvorreden des Sachsenspiegels S. 47 Anm.) Annahme der Möglichkeit, dass *rate* 'Unkraut', *sprên* gleich mhd. *spriu* 'Spreu' sei, ist einzuwenden, dass mhd. *spriu* nicht mnd. *sprê* (auch Schambach kennt nur *sprü*) ist und dass die Samenkörnchen der Kornrade, die freilich oft dem Getreide beigemischt sind, nicht haufenweis beim Wurf der Spreu herumfliegen, sondern mit anderen Verunreinigungen des Getreides durch das Sieb von den Körnern getrennt werden.

Dem. 860: *di weifeler dar swaketen,*
dô der stolze stoltzen vant.

Es ist hier die Rede von einem Angriff während eines Turniers. Mnd. *weifeler* wird Mnd. Handwtb. 'unstäter, unzuverlässiger Mensch' erklärt, mnd. *weiffeleren*, ten Doornkaat *weifeln*, mhd. *weibeln* 'hin und her sich bewegen'. Man kann an einzeln reitende, nicht zu geschlossenen Trupps vereinigte Ritter denken.

Dem. 3999: *si begunde wenden alzuhant,*
dâr si den koninc legen vant
obir einen (einem) past ûf eine bach,
dâr manig ritter bi om lach
und die vrouwen algemeine.

Das Wort *past* lässt sich nicht erkären und muss wohl entstellt sein. Vermutlich aus mnd. *pat*, mhd. *phat*, nicht aus *prasz* 'Schmauserei'. *obir einem pat* 'neben einem Wege', *ûf eine bach* 'am Ufer eines Baches'. Gegen *pas*, an das Roethe zweifelnd denkt, lässt sich einwenden, dass jeder die Nähe eines Ortes, wo Hirschaufbruch liegt, wegen des Gestankes und der Insekten als Raststätte meiden wird.

Dem. 7479: *Sô reit di vorste al den tach*
daz he manchen cleinen sach
polteren hir unde dort.
alsô triben si bohort
wente an di âbent stunde.

Dem. 4792: *dâr wart ein vroude und ein scal* ...
4799: *ein bolderen wart von on getân:*
ez was on alln nâch lîbe irgân.

Mnd. *balderen* 'einen lauten, harten Schall verursachen', dann 'laut schreien, rufen', vgl. die Stellen im Mnd. Wtb. 1, 144: *Wat vramet dat balderen der lippen, wen dat herte dar nicht is? Mit enem rumor unde unwerdicheit dorch balderent unde ropent mit besceldinge.* Berthold gebraucht das Wort im Demantin für den fröhlichen, jubelnden Zuruf, mit welchem von siegreichem Kampfe zurückkehrende Helden im Heerlager usw. begrüsst werden, vgl. Braunschweigische Reimchronik 3366: *Sige und lob men horte khrien ûz Beyerlant Heynriche.* Die

Handschrift, welche dem 15. Jahrh. angehört, bietet *bolderen* statt *balderen*, weil altes mnd. *ald* später *old* geworden ist, vgl. *old* alt, *holden* halten.

Dem. 5588: *wî dâr von sîme swerte spranc*
daz fûr ûz helmen sô ein glôt
vor ir de grôzin sperken tôt.

Crane 3531: *man sach dâr springen ûf den plân*
vûr ûz helmen sô ein glôt,
swann er die starken sporken dôt.

In den letzten Zeilen beider Stellen ist *sparken* zu bessern. Mnd. *sparke* 'Funke'.

Dem. 6190: *ich sach dar manchen virtûn*
und manchen ritter ellenthaft.

Statt des unverständlichen, weder sonst bei Berthold noch überhaupt mhd., mnd. oder mnl. begegnenden *virtûn* wird *gârcûn, garzûn* zu lesen sein. Da *t* und *c* paläographisch gleich zu sein pflegen, erstreckt sich die bessernde Aenderung nur auf die beiden ersten Buchstaben des Wortes.

Dem. 9494: *dâr quam an Dêmantînes lôt*
gevangen mêr wen in daz here.

'auf Demantins Anteil'. Mnd. *lôt* 'Loos, Loosteil'.

Darifant 143: *her rîf sie an und trat im nâr:*
swickâ, wê he dô swenken gênc
und selve daz widergelt untfênc
van dem werden Darifant!

Crane (Wolfenb. Bruchstück, ZfdAlt. 32, 104)
4369: *den borcgreuen was iegen im gach,*
den er mit sus grozen slegen vntfing
zwyka, wi weder swenken gink
des edlen borchgreuen hant!

swickâ Dar. 144, *zwyka* Crane 4371, ist Imperativ von mnd. *swîken* 'weichen' mit angefügtem interjektionellen *â*, gleichbedeutend mit dem von Lexer s. v. *wîchen* belegten *wîcha*, vgl. Stephans Schachbuch, hrsg. von Schlüter v. 5729 *Wanne de rydder gheyt to stryde* (*schal he*) *yegen de vyende holden den loff* (d. h. Angriff) *unde swiken, wor des is behof.* Die starken Verba mit *î* verkürzen diesen Vokal in der 2. u. 3. Sing. Präs., und nach Lasch, Mnd. Gramm. § 421 ist der Vokal des Imp. Sg. derselbe wie in der 2. Sg. Präs. Diese Regel gilt jedoch nicht uneingeschränkt, und gerade die Verba mit *îk* bewahren nach Ausweis der lebenden Mundart den langen Vokal im Imperativ, so dass man *wīk, slīk* usw. sagt. Es ist deshalb für Berthold *swîkâ* als richtige Schreibung anzunehmen.

Zu des Engels und Jesu Unterweisungen.

Von **W. Seelmann** in Berlin.

Die in der Gegend zwischen dem südlichen Harze und der Elbe entstandenen Dichtungen 'Des Engels Unterweisung' und ihre als zweites Buch angefügte Fortsetzung 'Jesu Unterweisung', aus welchen Nd. Jahrbuch 8, 63—72 umfangreiche Proben mitgeteilt wurden, sind jetzt von Inge Peters (Göteborg 1914—1917) in vollständigem Abdruck und mit sorgfältigen sprachlichen, wenn auch wenig übersichtlich geordneten Zusammenstellungen herausgegeben worden. Der Text ist an vielen Stellen verderbt, an den meisten aber leicht durch von der grammatischen Konstruktion oder der Metrik geforderte Besserungen herstellbar. Hier sollen nur einige schwierigere Stellen behandelt werden. Vorher möchte ich aber kurz auf eine grammatische Einzelheit eingehen, auf die S. 53—58 der sprachlichen Untersuchung von Inge Peters verzeichneten Reime mit *ô*.

In Buch I reimt in der Regel $\hat{o}^1 : \hat{o}^1$ und $\hat{o}^2 : o^2$. Nie ist $\hat{o}^1 : \hat{o}^2$ gereimt. Von Reimen mit $\hat{o}^3$ kommen — nach den Ansätzen der Herausgeberin — folgende vor, denen ich die Lautentwicklung der heute im östlichen Vorlande des Harzes gesprochenen nd. Mundart (vgl. Nd. Jahrb. 18, 142 f.) beifüge.

$\hat{o}^1 : \hat{o}^3$	Heute:
tô : *sô* 401. 539. 919. 1207. 1715.	*tau* : *sau.*
do tun : *sô* 2519.	*dau* : *sau.*
vrôde : *smôde* 1971.	(fehlen)
$\hat{o}^2 : \hat{o}^3$	
hô hoch : *sô* 1967	*hôch* : *sau.*
„ „ : *dô* da 449.	*hôch* : *dô.*
„ „ : *jô* 2493.	*hôch* : *jô.*
„ „ : *vrô* froh 361. 2509.	*hôch* : *frô.*
lône : *trône* 229.	*lǫ̂ne* : *trône.*
schône : *persône* 2649.	*schǫ̂ne* : *persône.*

In der heutigen Mundart der Heimat des Dichters ist also $\hat{o}^3$ verschieden entwickelt, in *sô* 'so' entspricht dem *ô* heute *au*, in *vrô* 'froh', *dô* 'da', *trône, persône* dagegen *ô*. In mittelniederdeutscher Zeit mag $\hat{o}^3 = \hat{o}^1$ die Aussprache $\bar{o}^u$, $\hat{o}^3 = \hat{o}^2$ die Aussprache $\bar{o}$ oder $\bar{ǫ}$ gehabt haben. Sieht man von der einen Ausnahme v. 1967 ab, welche durch eine der nachfolgenden Besserungen ausgeschaltet werden wird, so ergibt sich, dass sämtliche verzeichnete *ô*-Reime nach Ausweis der heutigen Mundart genau sind und der Dichter streng und ausnahmslos zwischen den beiden Lauten geschieden hat.

Wenn in Buch II das nicht der Fall ist, indem *blôt* 'Blut' : *brôt* 903, : *gôt* 'goß' 471, *dôn* : *lôn* 223 reimt, so wird dadurch bewiesen, dass dieses Buch einen andern Verfasser gehabt hat.

1933: *Nu hen, den schaden schaltu myden.*

Statt des unverständlichen *nu hen* ist das paläographisch nicht weit abliegende *nu hore* zu lesen.

I, 1967 ff. wird geschildert, wie Jesus Einzug in die Seele seiner Getreuen hält. Als er noch auf Erden wandelte, da sandte er in die Orte, in welche er sich begeben wollte, ein Paar seiner Jünger voraus, dann erst kam er selbst. Ebenso verfährt er, wenn er in ein menschliches Herz einziehen will. Er sendet Boten voraus. Leibliche Zeichen verraten nicht ihre und seine Anwesenheit im Herzen, nur daran ist sie zu erkennen, dass das vordem starre und verdrossene Herz jetzt beweglich und weichmütig wird und von einer Innigkeit durchflossen wird, die süss wie Zucker ist usw. Die Handschrift bietet innerhalb dieses Zusammenhanges folgenden Wortlaut

1963: *Also wenne he heft vorghesant*
Sine boden in des herten land
— Wele dy, leue mynsche, wele! —
So kumpt he sulnen in dine zele.
Dar is neyn liflick teken tho ho;
Mer dat schalt du proven also:
Wenne din herte, dat vore was hard,
1970: *Streff vnde dor van trager ard,*
Wart vort boghe vnde smode etc.

In v. 1967 ist *tho ho* 'zu hoch' erstens sinnlos, zweitens ist der Reim *ho* : *also* anstössig, weil *so* von dem Dichter sonst nie mit $\hat{o}^2$ gebunden wird. Passenden Sinn empfängt die Stelle, wenn *tho ho* in *tho scho* 'zur Schau, sichtbar' gebessert wird. Mnd. ist das Wort *scho* in den Formen *schouwe, schow, schu* 'Blick, Anblick, sichtbares Zeichen' belegt. Dass *schô* mit *sô* reinen Reim ergab, wird durch die heutige Entwickelung der beiden Wörter zu *schau* und *sau* in der Mundart am Harze erwiesen.

I, 2033: *God vader in dine sele komen wel*
Unde dar ghebern alzo ein vredel.
Wen dat gheschut, so warne ek dy,
Dat du sist vil wacker darby
Vnde weckest jo to vorn,
Dat de sote smak wert snel vorlorn
Vnde komet wedder ghar stille.

V. 2033 ist das metrisch überschüssige *vader* zu tilgen, da nach Ausweis von v. 1961 f. nicht Gott Vater, sondern Jesus in die Seele kommen will. V. 2037 passt *weckest* 'weckst' auch dann nicht in den Zusammenhang, wenn man es mit der Herausgeberin 'wachest' übersetzen dürfte. Es ist zu bessern in *wettest*, 'und wissest vorher, dass der süsse Geschmack (der Innigkeit) schnell verloren wird und (später)



ganz still wiederkehrt. Vgl. V. 2059 *Des vlud he van dy sunder nyd Vnde komet wedder, wenne ome des dunket tyd.*

II, 1—5: *Hir gheyt an dat andere bok.*
Des hebbe, mynsche, ghuden rok
Vnde merke de guden lere,
De god vnse leue here,
Dy sulwen wel vornuftich maken.

Statt *De god* V. 4 ist *Se, god* 'siehe, Gott' zu lesen und zu Schluss von V. 3 statt des Komma ein Punkt zu setzen.

II, 16—20. Diese Verse geben den Inhalt des zweiten Buches an, der handschriftliche Text lautet:

Darinne wert de mynsche berichtet,
Woden wis der wunne
Vnde alle der krefte sunne
Schalt sek vliten an danknemycheit
Vor der woldeder myldicheyt.

Als *wunne* bezeichnet der Dichter nach Ausweis von V. 79 ff. die leiblichen Vorzüge des Menschen vor den Tieren, insbesondere seine aufrechte Wohlgestalt; mit den *kreften* nach V. 106 ff. seine geistigen ihn über die Tiere erhebenden Gaben Vernunft, Gedächtnis, freien Willen. Die *woldeder* sind nach V. 97 ff. Gott, Jesus und der heilige Geist. Eine einleuchtende Besserung des verderbten Textes erklärt die Herausgeberin nicht finden zu können. Abgesehen von V. 17, dessen Besserung *Woden wis he der wunne* auf der Hand liegt, bedarf dieser das in dem gegebenen Zusammenhange sinnlose *sunne.* Verderbt muss das anlautende *s* sein, da die folgenden Buchstaben durch den Reim auf *wunne* als richtig erwiesen werden. Als mögliche Besserungen kommen nur *kunne* und *gunne* in Frage, am ehesten das erstere, auch sonst im Reime zu *wunne* öfter verwendete, in der Bedeutung 'könne'. Die Besserung zieht dann nach sich die Tilgung von *schalt,* das der Schreiber eingesetzt haben mag, weil er ein Verbum vermisste. Die gebesserte Stelle ist zu übersetzen: „Darin wird der Mensch unterwiesen, in welcher Weise er wegen seiner Wohlgestalt und aller seiner geistigen Kräfte seine Dankbarkeit für die Güte seiner Wohltäter betätigen soll.“ Die Worte *wunne* und *krefte* sind Genitive der Sache, mit denen auch sonst *danknamich* und *danknamicheit* verbunden sind, vgl. Schiller-Lübbens und Lexers Wörterbücher. Gegen *gunne* 'das Gegönnte, Gabe, Gunst' spricht die Ungebräuchlichkeit des nur im Koker belegten, also in des Engels Unterweisung sonst nie begegnenden Wortes, obwohl dann *schalt* in *schal* gebessert verbleiben könnte.

II, 384: *Der jungen dere jungheren dans*
Teghen des soten meghen blote.

'Der jungen Tiere jüngeren Tanz in der Blütezeit des süssen Mai', wie man übersetzen müsste, gibt keinen Sinn. Zu lesen ist: *lungherer dans* 'munterer Tanz' oder 'munteres Spiel'. Mhd. *lunger* 'flink,

munter'. Mnd. ist das Wort sonst nicht belegt, aber vorauszusetzen, da die Ableitungen *lungeren*, *lungerbank*, *lungerleven* u. a. in der lebenden nd. Mundart verbreitet, *lungerie* auch mnd. belegt ist.

Zum Koker.

Von **W. Seelmann** in Berlin.

744: *Myt einen bonenpümpel*
Is nicht gudt steynwege mydde to stöten.

Lübben, Mnd. Wtb. 1, S. 385 erklärt *bonenpumpel* als Bohnenstampfer. Sprachlich ist gegen diese Deutung nichts einzuwenden. Aber gibt es oder vielmehr gab es ein solches Gerät in der Zeit, in welcher der Koker verfasst ist, also zu Ende des 15. Jahrhunderts? Man wird im allgemeinen bei dem Worte Bohnenstampfer an ein Gerät denken, mit welchem grüne Bohnen, die unter Zusatz von Salz in einem Topfe oder Fasse eingemacht werden, in diesem festgestampft werden. Ein solches Gerät ist in den heutigen Haushaltungen nirgends im Gebrauch und kann auch um 1500 nicht im Gebrauch gewesen sein, weil die Bohnen, welche dafür allein in Betracht kommen, die niedrige Kriechbohne und die rankende Bohne, erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. aus Amerika in Europa eingeführt sind. In seinem vortrefflichen Aufsatze über die Bohne und die Viezebohne (Nd. Jahrb. 16, S. 53 ff.) hat das K. E. H. Krause nachgewiesen, der in diesem S. 55 sagt „Bohne im Mittelalter und bis zum dritten Viertel des 16. Jahrh. ist stets und ständig nur unsere Grosse-, Sau- oder Pferbohne, die *Faba* der Alten, *Vicia Faba L.* in ihren beiden Abarten, der breitfrüchtigen (grossen) und der kleinfrüchtigen, die auch als Feld- und Taubenbohne vorkommt". Vgl. auch Kopp, Zeitschr. f. Volkskunde 1917, S. 44. Wenn es hiernach unmöglich schien, in dem *bonenpümpel* einen Bohnenstampfer zu sehen, so lag die in der Fussnote zu der Stelle vermerkte Erklärung 'keulenförmiges Holz zum Bohnen des Flachses' nahe, die dadurch gestützt schien, dass in dem Mundartgebiete, dem der Koker angehört, ein gleichem Zwecke dienendes hölzernes Gerät, von der Grösse und Form einer Portweinflasche *Bönebüttel* (Nd. Jahrb. 34, 53) heisst. Die gezogenen Folgerungen und gegebene Erklärung stehen und fallen mit der Voraussetzung, dass für den *Bonenpümpel* nur grüne Bohnen, nicht die schon im Mittelalter bekannten Pferdebohnen usw. in Frage kommen. Diese Voraussetzung ist hinfällig. Wie ich aus Doornkaats Ostfries. Wtb. 1, S. 203 und Nd. Jahrb. 16, S. 57 ersehe, dient die gekochte Pferdebohne in Ostfriesland als Pferdefutter, und es gibt dort ein Gerät von ähnlicher oder gleicher Form wie der *Bönebüttel*, mit dem sie zerstampft wird, der *Bonenstöter*. Als ein solches wird man also

auch den *Bonenpümpel* mit Lübben ansehen können, dem als Jeverländer der *Bonenstöter* bekannt gewesen sein muss.

1144: *Hyr bevoren do men de olden lede sanck,*
Do helden or twe den steyger.

Von allen Versen des Kokers verdienen diese beiden die grösste Beachtung, indem sie vielleicht Licht auf den öffentlichen Vortrag von Dichtungen im Mittelalter werfen. Ehe sie das können, bedürfen sie freilich selbst der ihnen noch fehlenden Erklärung. Vielleicht verhilft zu dieser das, was wir über die Aufführungen der Fastnachtspiele wissen, welche die Zirkelgesellschaft, ein Verein von Patriziern in Lübeck, hier im 15. Jahrh. veranstaltete. Nachrichten über diese sind von Wehrmann im Nd. Jahrb. 6 (1880), S. 1 ff. zusammengestellt. Diese Gesellschaft wählte jährlich 4 Mitglieder, zwei davon hatten eine Fastnachtdichtung zu beschaffen, die zwei anderen für die Aufführung, also für die Bühne, Requisiten und wohl auch die Regie zu sorgen. Für die Aufführung selbst wurden die jüngern Mitglieder der Gesellschaft herangezogen.

Das Wort *steyger* in den Kokerversen bedeutet Gerüst oder geradezu Bühne. *Darna was gemaked eyn steyger ofte bone* heisst es in einer im Mnd. Wtb. 4, 377 beigebrachten Stelle aus dem Bremer Ratsdenkelbok. Auf dieser Bühne standen ohne Zweifel die die alten Lieder vortragenden Sänger. Worauf bezieht sich aber 'ihrer zwei'. Auf die alten Lieder? Diese Deutung gibt anscheinend keinen Sinn. Man wird wohl 'ihrer zwei' als Umschreibung von 'zwei Leute' auffassen können, trotzdem andere Belege aus alter Zeit für diesen Sprachgebrauch fehlen. Die Bedeutung von *helden* würde dann sein, sie hielten in Stand und Bestand, d. h. sie trugen die Sorge für die Herstellung und Unterhaltung der Bühne gleich den zu dem gleichen Zweck von den Zirkelbrüdern in Lübeck gewählten zwei Mitgliedern. Die *olden lede* waren wohl alte, zu Ende des 15. Jahrh. ausser Mode gekommene Lieder aus der alten Helden- oder Rittersage.

1378: *Dar düncket syck mennich gantz snel*
Dem wol entlepe eyn vorbrant vos.

Mnd. Hwb. S. 492: „*vorbernen den vos* den Fuchs durch Rauch aus dem Bau treiben?“ Um die Deutung *vorbrant* 'durch Feuer hervorgebrannt d. h. aus dem Bau getrieben' zu rechtfertigen, ist der Nachweis nötig, dass diese Art den Fuchs zu jagen gebräuchlich war oder doch möglich ist. So einfach scheint das vielleicht nicht, da das in die Röhren des Fuchsbaus gebrachte Feuer nicht in diese hinein, sondern nach aussen schlägt. Aeltere deutsche Jagdwerke habe ich vergeblich nachgeschlagen. Weder das Neuw Jag vnnd Weydwerck Buch, Frankfurt bey Feyerabendt 1582 noch das New Jägerbuch Jacoben von Fouilloux, Strassburg 1590, noch v. Fleming, Der vollkommene teutsche Jäger, Leipzig 1719 u. ö., noch die Enzyklopädie von Krünitz erwähnen diese Art der Fuchsjagd. Dagegen wird sie in Werken der Neuzeit erwähnt. Grimm, Wtb. 1, 928 verzeichnet ohne Beleg *ausrauchen* humo expellere, die Füchse durch

Rauch aus ihrem Bau treiben. Ferner finde ich bei v. Dombrowski, Der Fuchs (Wien 1883) S. 164, 173 zwei Arten der Jagd, die in Betracht kommen. Die eine ist, dass man an dem Schwanz einer Ratte einen Faden befestigt, welcher mit angefeuchtetem Schiesspulver bedeckt ist und die Ratte mit dem angezündeten Faden in eine Röhre des Fuchsbaus hineinschiebt. Die durch den sprühenden Faden geängstigte Ratte durchrennt dann wie toll den Fuchsbau und der Fuchs in gleicher Weise heraus. Die andere Anweisung ist, dass man in die Mündung der einen Röhre, nachdem man alle übrigen geschlossen, glühende Kohlen bringt, dann diese Röhre verstopft, doch nur so weit, dass die Glut nicht erstickt. Nach 1—2 Stunden findet man dann den (durch Kohlenoxyd) getöteten Fuchs vor dem Ausgange der Röhre. Aus dieser Anweisung ist zu folgern, dass, wenn man eine Röhre unverstopft lässt, der Fuchs aus dieser entweichen und ausserhalb seines Baues erlegt werden könnte. Ein solches Verfahren muss J. Koler im Sinn haben, wenn er in seiner Oeconomia oder Haussbuch (Wittenberg 1632 u. ö.) Buch 14, Kap. 17 von den Füchsen sagt: „So kan man sie auch bißweilen wol mit einem Schmoch herausreuchern wie die Bienen, dass sie heraus müssen, wenn sie gleich nicht gerne wollen. Darnach wartet man ihnen heraussen vor den Löchern auf den Dienst mit Hunden usw."

Brinckmaniana.

Von **Christian Krüger** (†) in Lübeck.

1. Aus dem „Mecklenburg-Schwerinschen Anzeiger":

(1846 S. 784.) Als ehelich Verbundene empfehlen sich Verwandten und Freunden hiermit, statt besonderer Anzeige, gehorsamst

Goldberg, den 3. April 1846. John Brinckman
Elise geb. Burmeister.

(1847 S. 335.) Anzeige. Zu Ostern können noch einige Knaben Aufnahme in meiner Pensionsanstalt finden. Dieselbe erfreut sich einer wachsenden Theilnahme. Die Honorarsumme erreicht nicht hundert Thaler N. Z. excl. Bett und Wäsche. Zu bemerken ist, dass, ausser den gewöhnlichen Lehrgegenständen, auch im Turnen und Schwimmen unterrichtet wird, und dass die Zöglinge unter steter Aufsicht eines der Lehrer sind.

Goldberg, im Februar 1847. Brinckman.

(1849 S. 295.) Realanstalt zu Goldberg. In der vom Unterzeichneten geleiteten und mit einer Pension verbundenen Lehranstalt können zu nächsten Ostern noch mehrere Knaben Aufnahme finden. Es wird hierbei ausdrücklich bemerkt, dass die Anstalt sich nicht auf die Vorbereitung für das Gymnasium beschränkt, sondern hauptsächlich für das bürgerliche Leben zu erziehen beabsichtigt, wie denn auch seit den drei Jahren ihres Bestehens, bereits 8 Zöglinge unmittelbar aus ihr in den gewählten Beruf übergingen, denen diese Ostern zwei andere folgen werden. Die Aufnahmebedingungen sind äusserst billig. Reflectirenden ausführlich Bericht über Lehrgang, Lehrmittel und Hausordnung u. s. w. zu erteilen, erklärt sich der Unterzeichnete gern bereit, so wie er diejenigen, welche eine weitere Empfehlung wünschen, auf die Herren Forst-



meister Jaeppelt-Goldberg, Kammerherr v. Schack-Rey, Baron Le Fort-Boek, Superintendent Vermehren-Güstrow, Amtshauptmann Brandes-Güstrow und Pastor Lierow-Lohmen zu verweisen sich erlaubt.

Goldberg, im Februar 1848. Brinckmann [!].

2. Kapitän und späteren Kaufmann Caspar Töppe betreffend:

Rostock, d. 25. Aug. 1916. — — Was den Schiffer Caspar Töppe anlangt, so kommen Träger des Namens Caspar Töppe (auch Töpke) im Bürgerbuch vor, und zwar:

Caspar Töppe, Salzlake: 1724 October 6. Ders. als Schiffer: 1730 October 13.

Caspar Töppe, auch Töpke, Setz-Schiffer: 1773 Januar 28. Ders. als Schiffer: 1779 Dec. 31. Ders. als Kaufmann: 1788 August 19.

Christ. Franz Casp. Töppe, Setz-Schiffer: 1796 April 14. Ders. als Schiffer: 1805 März 12. Ders. als Kaufmann u. Brauer: 1816 Juni 5. [Vgl. Nd. Jahrb. 43 S. 39 u. 174.]

Der an zweiter Stelle genannte dürfte der Sie interessierende sein. Akten sind nicht bekannt. Dr. E. Dragendorff, Stadtarchivar.

Schiffer Caspar Töppe gedenket den 6ten October nach Copenhagen zu segeln. Wem mit dieser bequemen Gelegenheit gedient, der beliebe sich mit dem fordersamsten bey ihm zu melden.

(„Rostocker Zeitung“ v. 18. u. 27. Sept. 1776.)

Wann der Kaufmann Caspar Töppe, wohnhaft in der Kossfelderstrasse hieselbst, am Dienstage dieser Woche, als am 30sten v. M., Abends gegen 9 Uhr — nach vorheriger Zubindung seiner Thüre mit einem dreyviertel Zoll dicken und anderthalb Faden langen, mit Eisen-Drath umflochtenen, Reife, auch Auslöschung zweener, seinem Hause gegenüber stehender Laternen, durch einen heftigen Steinwurf, wodurch sowohl die Fensterlade zerschmettert, als auch 2 Fenster zerschlagen worden, insultiret ist, diese frefelhaften Ruhestöhrer bis anhero aber nicht entdeckt, und zur Bestrafung haben gezogen werden können; so gelobet E. E. Rath einem Jeden, der diese Thäter mit Zuverlass, und so: dass an selbige die wohlverdiente Strafe dieser Stöhrung der öffentlichen Ruhe Sicherheit vollenstreckt werden kann, angiebt, ausser der Verschwiegenheit seines Namens, hiedurch eine Prämie von 25 Rthlr. NZdr. Publicatum Jussu Senatus.

Rostock den 2. November 1804. J. C. T. Stever, Protonotarius.

(„Rostocker Zeitung“ 4. Nov. 1804 S. 1422.)

Obgleich es schon die Vernunft jedem sagt, dass man nicht aus einem Fuhrwege, der durch Alleen und Gräben genug bezeichnet ist, bügen und ohne Grund die Dreschzuschläge schaden muss, so ist dies ohnedem schon durch öffentliche Warnungsbretter genugsam bekannt gemacht, als dass Leute wenn sie darauf betroffen werden, durch Grobheiten ihr Versehen einen Anstrich der Unkunde geben dürften. Der beynahe zu Thätlichkeiten jüngsthin gekommene Auftritt mit meinen Leuten veranlasst diese Anzeige, dass ich von heute an jeden, welchen ich auf den Dresch treffe, ein Pferd ausspannen lassen werde, mithin er es sich selbst zu verdanken haben wird, wenn ich der Stöhrer eines sonst erlaubten Vergnügens seyn muss.

Barnstorf, den 2. August. Töppe, Pächter.

(„Rostocker Zeitung“ 1803 S. 1039.)



